

Wiener Zeitschrift für Volkskunde

(Dormals Zeitschrift für österreichische Volkskunde)

Herausgegeben vom
Verein für Volkskunde
in Wien.

Begründet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Für den Inhalt verantwortlich:
Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

XLVI. Jahrgang 1941.

Heft 5—6 (Schlußheft). (Ausgegeben im November.)

Wien 1941.

Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde.



Inhaltsangabe

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.	Seite
Felix Günther: Tattermann und Brunnenturke	1
Erwin Auer: Sippenkundliche Quellen in Volkskunde-Museen	8
Anton Schipflinger: Weihnachtszeit bei den Bauern im Brigental	15
Karl von Spieß: Die Sagen von der Fisch- oder Schlangenjungfrau	31
Edmund Mudrak: Großstadt-Volkskunde?	42
Albert Frank: Die Ofenbäurin aus dem Mühlobiertel	48
Anton Schipflinger: Brigentaler Hochzeitsbrauchtum	50
Arthur Haberlandt: Volkstümliche Schauspiele in Arimml (Salzburg)	60
Wolfgang Haberlandt: Vermerke über Volksbräuche und Volksspiele in den Bürgermeisteramtsrechnungen der Stadt Ritzbühel (Tirol) 1481—1854	118
Jahresbericht des Vereines und Museums 1940	26

Literatur der Volkskunde.

Buchbesprechungen	22—26, 55—58, 126—128
-----------------------------	-----------------------

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Tattermann und Brunnentürke.

Von Felix Günther, Markleeberg b. Leipzig.

(Mit 6 Abbildungen.)

In seiner 1926 in Heft 4 und 5 der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ erschienenen aufschlußreichen Arbeit „Der Tattermann“ leitet Alfred Wehinger das Wort Tattermann ab von mhd. tatteren im Sinne von zittern und kommt am Ende seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, der Tattermann sei von Haus aus ein Krankheitsdämon des Schüttelfrostes und der Idiotie, ein nicht gern gesehener, aber sehr oft vorkommender Hausgeist. Durch das Christentum sei er nachträglich zum lächerlichen Schreckgespenst gestempelt worden. Als Verwandter des Buzemans, des Samson und des Tatalota reiche er in der Gestalt von Kinderpuppen, als Vogelscheuche und Dachgiebelfigur, als Tattermannpopanz beim Frühlingsfest und schließlich als Brunnenstodfrage in die Gegenwart hinein.

Sind nach Wehinger die ostmärkischen Brunnenfragen schlecht hin als Tattermänner anzusprechen, dann muß auch der nicht besonders genannte ostmärkische Brunnentürke als Tatterman gelten. Ich fand diesen Schluß in Oberkärnten bestätigt. Daraus ergibt sich als Folgerung, daß die obige Definition des Begriffes Tattermann sich auch auf die Brunnentürken bezieht.

Die Entdeckung eines von seinen Artgenossen auffällig verschiedenen „Türken“ auf dem Hammerhofe zu Radlach in Oberkärnten gibt Veranlassung, auf Wehingers Untersuchungsergebnisse zurückzukommen.

Zweifellos reicht, wie auch Wehinger betont, die Idee des Tattermanns in die mythologische Vorstellungswelt des Urgermanentums zurück. Anscheinend sind nachträglich zwei „Hausgeister“, und zwar zwei ganz verschiedene Krankheitsdämonen, der des Schüttelfrostes (Fiebers?) und der der Idiotie, mit dem gleichen Worte „Tattermann“ bezeichnet worden. Unglücklicherweise hatte das gleiche Schicksal noch ein anderer Hausgeist, der Brunnengeist; and daraus haben sich Konsequenzen ergeben, die unhaltbar sind. Nach Wehingers Definition müßte der Brunnengeist ein ebenso unwillkommener Hausgenosse gewesen sein, wie die oben genannten „Krankheitsdämonen“ und der „Lannawaschl“. Das widerspräche aber den Tatsachen. In Wirklichkeit war nach altgermanischer Auffassung der Brunnengeist der immer heitere, immer wachsame, immer segenspendende und darum verehrte Freund des Hauses und seiner Bewohner, ohne den eine germanische Hofanlage überhaupt nicht denkbar war. Verließ der Brunnengeist das Gehöft, d. h. verließ die Brunnen, dann fehlte das Lebenselement für Mensch und Tier; dann mußte der Hof preisgegeben werden. Der Brunnengeist wachte und „tatterte“, d. h.

plätscherte, er redete, aber in einer dem Menschen unverständlich, geheimnisvollen Sprache, wie die gesamte übrige Natur, ja, wie die Gottheit selbst, die in den Stimmen der Natur zum Menschen in Beziehung trat.

Webinger hält es für möglich, daß man in alter, er meint wohl in frühgermanischer Zeit einzelnen Hausgeistern menschliche Gestalt gegeben und sie als geschnitzte Holzfiguren im Wohnraume aufgestellt habe.



Aufn. J. Günther

Abb. 1. Gedenktafel mit Türkenkopf, Gmünd, Nieder-D.

Das trifft bestimmt auf den Brunnengeist nicht zu. Er wohnte im Brunnenstoc. In seinem Kärntischen Wörterbuche weist M. Lezer schon 1862 darauf hin.

Ich fand unlängst diese Darstellung indirekt durch die Versicherung eines Oberkärntner Bauern bestätigt, nach der heute noch in Kärnten herrschenden Anschauung sei der Lattermann nicht die auf den Brunnen aufgesetzte Figur, sondern der in der Erde eingelassene Brunnenstoc. Unverständnis für den im Unterbewußtsein des Volkes fortlebenden altgermanischen Animismus hat also in der jüngsten Vergangenheit den Wohnsitz eines Geistes zu seiner Verkörperung gemacht.

Die frühesten Erwähnungen des Lattermanns reichen ins 13. Jahrhundert zurück, und in diesen Erwähnungen ist keine Spur mehr davon zu erkennen, daß der Lattermann ursprünglich ein Hausgeist war. Aus dem Hausgeist ist ein Kobold oder ein Narr geworden.

Der Bedeutungswandel erklärt sich, wie auch Webinger hervorhebt, aus dem um einige Jahrhunderte vorausliegenden Wechsel der Religion der Deutschen. Die Diskreditierung alles in heidnischer Zeit Hochgeschätzten, der Verehrung für würdig Befundenen, war eines der Arbeitsgebiete der intensiven Mission während dieser Jahrhunderte. Die Diskreditierung begann bei den Göttern und endete bei den Hausgeistern. Gelang es nicht auf Anhieb, die Nichtexistenz zu beweisen, so mußten zum mindesten Macht und Güte in Frage gestellt und negative Charaktereigenschaften supponiert werden. Das Unternehmen wird bei manchem Gott und bei manchem Hausgeist, z. B. beim Brunnengeist, nicht leicht gewesen sein. Daß die Bauern schon dazu gelangt waren, letzteren in einer Brunnenfrage zu verkörpern, ist wohl möglich. Sollte der von A. W. J s s a t s c h e n k o („Eine Schrecklarve aus Kärnten“, Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 1935, 6. Heft) gegebene, von Rud. K r i ß („Eine Schrecklarve aus Oberösterreich“, Wiener Zeit-

schrift für Volkskunde, 1937, Heft 42) gestützte Bericht richtig sein, daß nach Ansicht ostmärkischer Bauern die Schrecklarven die Aufgabe gehabt haben, die dem Vieh und dem Felde feindlich gesinnten Dämonen fernzuhalten, so wäre das ein interessanter Beweis für die Tatsache, daß der Glaube an den segensreichen Einfluß gewisser Hausgeister auch durch die Lehre von der differenzierten Wirksamkeit christlicher Schutzheiliger nicht völlig verdrängt worden ist. Immerhin mag man sich zu Beginn der europäischen geschichtlichen Neuzeit in manchen Gegenden noch nicht mehr recht im klaren darüber gewesen sein, was die Frazen eigentlich zu bedeuten hatten, bis schließlich schwere N o t z e i t, die über die Ostmark kam, der Brunnen-schreckmaske neuen Sinn und neue Bedeutung gab. Die Notzeit brachten die Türkenereignisse.

Wir machen uns heute keine auch nur annähernd richtige Vorstellung von der Wirkung, die die Türkenkriege auf das seelische Leben der Ostmark vom ausgehenden 15. bis zum beginnenden 18. Jahrhundert ausgeübt haben. In eindrucksvoller Weise berichtet darüber G e o r g S c h r e i b e r in seiner Arbeit „Das Türkenmotiv und das deutsche Volkstum“ in seinem „Jahrbuch für Volk und Volkstum“, 3. Band, 1838, unter wiederholtem Hinweis auf J. B ä r t l e, „Das Türkenmotiv im Schwarzwald und im Schwabenlande“, im 2. Bande derselben Zeitschrift. Aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung bestätigt diese seelischen Nachwirkungen der Gauheimatpfleger Doktor R r i e c h b a u m, Braunau am Inn. Ein Verständnis hierfür ist für den Fernstehenden nur möglich, wenn er sich das Ziel vergegenwärtigt, daß der Islam mit seinen Vorstößen nach Mitteleuropa verfolgte. Diese Vorstöße waren nicht, wie die sonstigen Kriege in damaliger



Abb. 2. Wagnerssäule, Gallstätt, Oberdonau (Mus. f. Volksk., Wien).

Zeit, dynastische Angelegenheiten, sondern sie zielten, von manchen weniger wichtigen Nebenzwecken abgesehen, auf eine radikale Vernichtung des christlichen Volkskörpers ab. Demgemäß wurden von den meist irregulären türkischen Scharen Städte und Dörfer verbrannt, Brunnen verschüttet, das Vieh weggetrieben, Männer und Frauen

ermordet, Jugendliche beiderlei Geschlechts fortgeführt und als Sklaven verkauft.

Die Bevölkerung der betroffenen Gebiete stand diesem Vernichtungswillen vollständig wehr- und hilflos gegenüber; denn ehe die Kaiser ihr aus zahllosen Kontingenten zusammengewürfeltes Heer auf die Beine gebracht hatten, gingen in der Regel viele Monate ins Land.

Aus der Hilflosigkeit ergab sich die *Türkenpsychose* der Ostmark in jenen Jahrhunderten. Wie Hungersnot und Pest, so wurde der Türke dem österreichischen, steirischen und kärntnerischen Bauern zum apokalyptischen Reiter; ja, die Massenangst ergriff sogar Gebiete, die der Türke niemals betreten hat, bairische und schwäbisch Landschaften bis zum Quellgebiet der Donau.¹⁾

Den von unheimlicher Furcht Verfolgten, von weltlicher Gewalt völlig im Stich Gelassenen blieb nur zweierlei: ständige Fluchbereitschaft und die Appellation an die göttliche Hilfe. Sie wählte sich dabei die verschiedensten Formen. Im Bunde mit dem Papsttum erstrebte sie

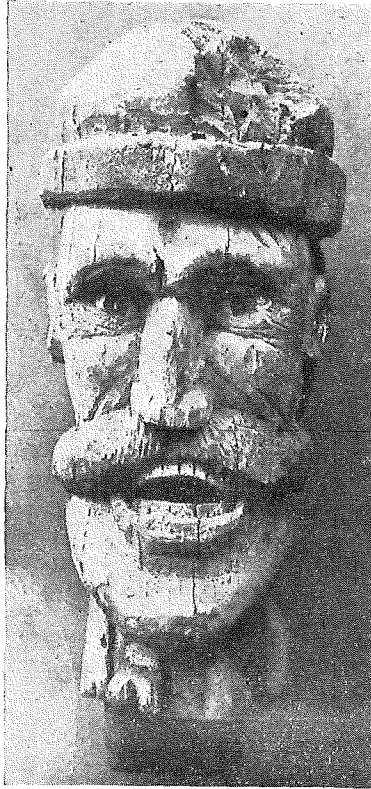


Abb. 3. Brunnenkopf aus dem Pustertal (Mus. f. Volksk., Wien).

den Beistand Gottes durch die Türkenbitte im allgemeinen Kirchengebete, durch die Spende von wärsneren Türkenschwertern (z. B. in der Ettendorfer Kapelle bei Traunstein²⁾) oder durch das 1456 von Papst Calixt III. angeordnete „Türkenläuten“, das jahrzehntelang täglich um die Mittagszeit jeden frommen Christen zur Unterbrechung seiner Arbeit und zum Gebet verpflichtete.

Zur Fluchbereitschaft aber nötigten besondere Türken-Mahnmale. Als solche galten die „Türkenketten“, wie die an der Kirche westlich

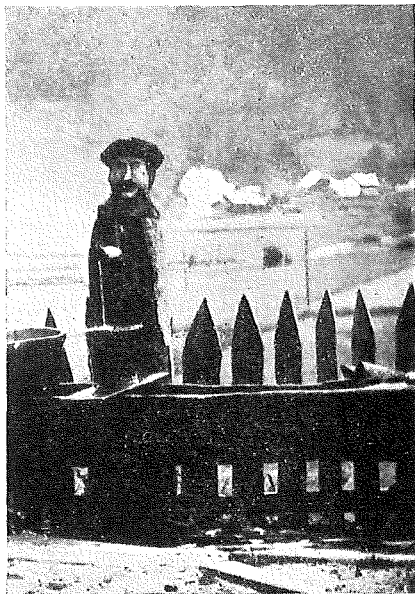
¹⁾ Vergl. J. Würtle, a. a. O.

²⁾ Vergl. G. Schreiber, a. a. O.

von Friesach in der Höll und an der Kirche von St. Leonhard im Lavaantale³⁾, der steinerne Türkenkopf an einem der jetzt weggerissenen Stadttore von Gmünd im Waldviertel⁴⁾, vermutlich auch die „Wagnerfäulen“, wie die zu Hallstatt in Oberösterreich⁵⁾; die weiteste Verbreitung scheinen aber die Brunnentürken gefunden zu haben. Bis in die Gegenwart hat sich in vielen Gegenden, vornehmlich in Oberkärnten, die Erinnerung an die innere Beziehung zwischen Türkenkriegen und Brunnentürken erhalten. (Abb. 1—2.)

Der holzgeschnitzte Türkenkopf mit dem Turban oder das hölzerne Kopfbruststück eines Türken verdrängte damals die sinnlos gewordenen „Frazen“ vom Brunnenstoc. Verschiedene Umstände, nicht zuletzt der durch die ständige Feuchtigkeit des Standortes geförderte Fäulnisprozeß, tragen die Schuld daran, daß nur wenige dieser Figuren erhalten geblieben sind. Von ostmärkischen Museen hat anscheinend nur ein einziges, Professor Saberlandts Wiener Museum für Volkskunde, einige dieser „Türken“ erworben. Graz und Klagenfurt besitzen keinen.

Unsere Abbildungen 3—6 zeigen drei in der Auffassung wie in der Schnitztechnik auffällig verschiedene Typen. Der angeblich aus dem Pustertale stammende, von wenig geübter Hand roh geformte Türkenkopf des Wiener Volkskunde-Museums ist eine ausgesprochene, an die alten Brunnenfrazen erinnernde Schreckfigur, deren Gesicht mit dem halb geöffneten Munde und dem schielenden Blick Wildheit und Grausamkeit widerspiegelt. Menschen von gleicher Kopfform und Gesichtsbildung werden heute noch bisweilen bei den Turkvölkern angetroffen. Einen ganz anderen Typus mit rundem Kopf und breitem, fleischigem Gesicht und mit einem Blick, der nicht Schrecken, sondern ein ungewisses Grauen auslöst, zeigt Dr. Grabers Gurktaler Türke, den eigentlichen Osmanen verkörpert aber Kopfbruststück des Brunnentürken vom Rannerhof zu Radlach im oberen Drautale. Eine reife, fast künstlerische Schnitztechnik hat ein Gesicht geschaffen, dessen einzelne



Aufnahme G. Graber

Abb. 4. Brunnen mit Türkenkopf
Wiederweg, Gurktal, Kärnten.

¹⁾ Vergl. G. Graber, Volksleben in Kärnten, S. 36.

²⁾ Jetzt im Heimatmuseum zu Gmünd i. W.

³⁾ Jetzt im Wiener Museum für Volkskunde.

Züge: die breiten Backenknochen, der scharfe, etwas stechende Blick der tiefliegenden Augen, die etwas gebogene Nase mit dem schmalen Nasenrücken und das energische Kinn, einem lebenden Modell nachgebildet zu sein scheinen. Von der ursprünglichen Bemalung haben jahrhundertelange Witterungseinflüsse nur einen schwachen Schein zurückgelassen.

Der Gedanke, den Türken auf den Brunnenstod aufzuziehen, war zweifellos im Hinblick auf den Zweck ein überaus glücklicher. Lenkte der Kreuzifigius am Wege und das Muttergottesbild im Halbdunkel der



Abb. 5. Der Nadlacher Brunnentürke (Mus. f. Volksk.).

Stubenecke den Sinn des frommen ostmärkischen Bauern auf religiöses Gebiet, so zwang der Blick des Türken zum Besinnen auf die materiellen Nöte dieser Welt. Alle Hofgenossen mußten im Laufe des Tages an ihm vorüber. Jeder hatte zum mindesten einmal am Tage das Gefühl, daß das Auge des Türken auf ihn gerichtet war. Die unheimliche Holzfigur an der Wohnhausescke dicht vor der Haustür war gleichsam ein erster Abgesandter des Türkenheeres, der allen, die die Schrecknisse eines Türkenüberfalles noch nicht durchgemacht hatten, an die Berichte der Eltern und Großeltern erinnerte und der sie alle mahnte, immer auf der Hut und notfalls zur Flucht bereit zu sein.

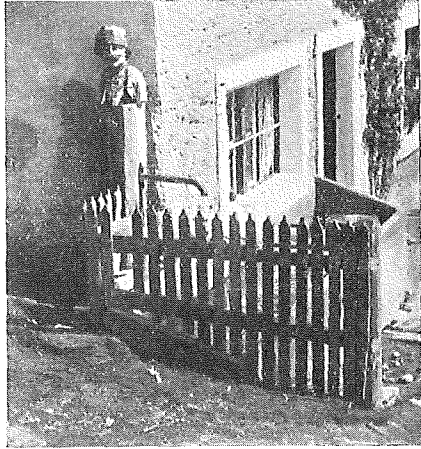
Erst als zu Beginn des 18. Jahrhunderts Prinz Eugen die islamitische Gefahr für immer gebannt und damit die christlichen Völker der Ostmark von einem jahrhundertalten Alp befreit hatte, als die maßlose Freude darüber u. a. auch dadurch zum Ausdruck kam, daß, wie in Rohrbach im Mühlviertel, einzelne Bauern, vielleicht ehemalige Kriegsteilnehmer, kupfergeschmiedete Siebelspizen mit Halbmond und Stern als Siegeszeichen auf ihre Häuser setzten, da verstummten nicht nur die Türkenläuten und Türkengebete, da verloren auch die Brunnentürken ihren Sinn und Bedeutung. Jetzt hat vielleicht mancher ostmärkische Bauer den unbequemen Warner zerhackt

und ins Feuer geworfen. Andere Figuren sind vielleicht auf ihrem feuchten Postament langsam verfault und schließlich ruhmlos im Abraum verschwunden. In diesen Zeiten mag die einst gefürchtete, jetzt vernachlässigte, unansehnlich gewordene Figur an manchen Orten zum verspotteten Popanz herabgefunken, in der Nachbildung als Strohpuppe oder Tattermann zu Fastnacht herumgetragen oder, wie in Graz, am Johannisstage ins Wasser geworfen worden sein.

Indem eine primitive Mentalität den „tater“ (d. i. Tatar oder Türke) so zum Tatter, zur Spottpuppe degradierte, erwies sie ihm allerdings ungewollt die denkbar höchste Ehre; sie stellte ihn in gleiche Schicksalsreihe mit den mehr als tausend Jahre vorher depossidierten höchsten Göttheiten des alten Germanenglaubens, mit Wodan, Donar, Freyr und Berchta.

Zweifellos werden sämtliche heute noch vorhandenen Brunnentürken in wenigen Jahrzehnten der Fäulnis endgültig zum Opfer gefallen sein, wenn sie weiterhin den Witterungseinflüssen ungeschützt ausgesetzt bleiben. Es dürfte sich daher empfehlen, zunächst — vielleicht mit Hilfe der Ortsbauernführer — alle noch vorhandenen alten Holzfiguren dieser Art festzustellen, die wertvollsten zu konservieren und den Volkstunsmuseen zuzuweisen. Dabei wäre wünschenswert, nicht nur die Brunnenfigur, sondern an einer geeigneten Stelle des Museums den ganzen Brunnen in seiner heutigen Gestalt mit seinem Türken aufzustellen.

In diesem Zusammenhange müßte auch untersucht werden, ob die, wie mir versichert wird, in manchen Orten noch vorhandenen „Brunnenhusaren“ vielleicht nichts anderes sind als mißverständene Brunnentürken.



Aufnahme F. Günther

Abb. 6. Brunnen mit Türkenkopf beim
Mannerhof, Radlach, Kärnten.

Sippenkundliche Quellen in Volkskunde-Museen.

Von Erwin M. Kuer, Wien.¹⁾

I.

Neben anderen Wissenschaften dienen auch Volkskunde und Sippenkunde der Erforschung des Volkes. In der Eigenständigkeit dieser beiden Wissenschaftszweige liegt ihr verschiedener Aufgabenbereich für die Volksforschung begründet. So sucht die Sippenkunde durch das Erarbeiten einzelner Sippengefüge der Führung und der geführten Schicht deren Blutbahnen und damit auch deren Erblinien aufzuhellen, um einmal, wenn auch noch in weiter Ferne, schließlich über die Sippengefüge der Stämme und Gaue die Grundlage für die Erkenntnis des Erbbildes eines bestimmten Volkes nach Bestand, Entwicklung und geschichtlicher Auswirkung bieten zu können. Und wie für die Sippenkunde die Erforschung der Geschichte einer einzelnen Sippe nicht Selbstzweck sein kann, ebenso sieht die Volkskunde in der wissenschaftlichen Bearbeitung des überlieferten Volksgutes und der durch Sitte und Brauch geordneten Gemeinschaftsbindungen ihre letzte Aufgabe. Ist die Volkskunde doch „die Wissenschaft vom Volksmenschen“, die auf den Erzeuger blickt, „auch wo sie es mit Erzeugnissen zu tun hat.“²⁾ Mit der Untersuchung des „Volkstums“ in der angestammten Sprach-, Kultur- und Schicksalsgemeinschaft „Volk“³⁾ sucht die Volkskunde erfolgreich das Wissen um die Geistes- und Charakterhaltung eines bestimmten Volkes zu ergründen und so zur Aufhellung des seelischen Erscheinungsbildes des betreffenden Volkes, und zwar nach Bestand, Entwicklung und Auswirkung, beizutragen.

Der hiemit lediglich angedeutete, verschiedene Aufgabenbereich von Sippenkunde und Volkskunde schließt jedoch nicht gemeinsame Berührungspunkte aus. Es sei heiläufig nur auf die Gemeinsamkeit der historisch-philologischen Methode unter anderen Methoden oder auf die gemeinsame Nachbarschaft zu den Wissenschaften vom Leben, von der Rasse und von der Gesellschaft oder auf die Gemeinsamkeit vieler Quellen hingewiesen. So untersucht etwa, um nur ein Beispiel herauszuheben, die Sippenkunde die Hausmarken, da diese sich nicht allein gelegentlich zu Wappen entwickelten, sondern auch für die Überlieferungskraft in den einzelnen Sippen und für deren Verzweigungen Zeugnis ablegen können. Für die Volkskunde hingegen gewähren die

¹⁾ Nach einem Vortrag, gehalten auf der Jahresversammlung des Vereines für Volkskunde in Wien am 16. Mai 1940.

²⁾ Luz Mackensen: Über die Ziele und den Inhalt volkskundlicher Schaffens. In: Zeitschrift für Deutsche Volkskunde, 40. Jg. (1926), S. 530.

³⁾ Arthur Haberlandt: Die deutsche Volkskunde. Eine Grundlegung nach Geschichte und Methode im Rahmen der Geisteswissenschaften. In: Volk, Bd. 1, 1935, S. 79.

gleichen Hausmarken u. a. oftmals durch ihre Sinnbildhaftigkeit einen tiefen Einblick in die Weltanschauung ihrer Inhaber.⁴⁾

Diese und andere Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten führen zwangsläufig zur Frage der wissenschaftlichen Stellung beider Forschungszweige zueinander. Die Antwort berücksichtigt keinerlei wertende Rangordnung, sondern lediglich die tatsächliche Lage, wenn sie besagt: Die Sippenkunde ist eine Hilfswissenschaft der Volkskunde und die Volkskunde ist eine Hilfswissenschaft der Sippenkunde. Dieses Wechselverhältnis erschöpfend zu behandeln, wäre im Hinblick auf die im Gange befindliche Neuordnung innerhalb der Sippenkunde noch verfrüht. Daher sei andeutungsweise hier lediglich erwähnt, daß die Sippenkunde durch ihre historisch-philologische Methode urkundlich gesicherte Unterlagen etwa für das Bestehen⁵⁾ und für die Binnen- und Fernwanderung bestimmten Volksgutes und Volksbrauches ebenso zu bieten imstande ist wie für die Persönlichkeitsforschung, in deren Verfolg noch H. Haberlandt „die Ahnen- und Familienforschung die Brücke zwischen Volkskunde und Rassenkunde“ darstellt.⁶⁾ Die Volkskunde hingegen vermag beispielsweise der Sippenkunde eine Reihe neuer Quellen und Hilfsmittel zu erschließen oder sie hilft durch Forschungsziel und Betrachtungsweise Kräfte im Volk, wie etwa die Überlieferungskraft, klarzustellen und so die Forschungsergebnisse der Sippenkunde einer neuen Ganzheitschau einzufügen. Es ist verständlich, daß die Sippenkunde sich in erster Linie für die Erschließung neuer Quellen und Hilfsmittel durch die Volkskunde interessiert. Darum sollen im dritten Abschnitt nach dieser für die zeitweilige Standortbestimmung notwendigen, die Fragestellung aber keineswegs erschöpfenden Einleitung die Sammelfstätten solcher Quellen und Hilfsmittel, nämlich die Volkskundemuseen mit ihren Büchereien und ihren Schau-, Studien- und Lageransammlungen in den Blickpunkt der Sippenkunde gerückt werden.

II.

Rund ein Jahrzehnt nach dem Zeitpunkte, in dem Ottokar Lorenz sein bereits erwähntes, für die moderne Sippenforschung bedeutungsvolles Lehrbuch der Genealogie herausgegeben hatte, wies

⁴⁾ Eduard Heydenreich: Handbuch der praktischen Genealogie, Bd. 1, 1913, S. 223 ff. — Friedrich Wecken: Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung, 5. Aufl., 1937, S. 187. — Karl Konrad H. Kuppel: Die Hausmarke. Das Symbol der germanischen Sippe. In: Deutsches Ahnenerbe, Bd. 1, 1939, S. 31 ff., 20 ff.

⁵⁾ Josef Demleitner: Familienkunde und Volkskunde. In: Volk und Volkstum, Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 1, 1936, S. 240. Demleitner weist auf einige Auswertungsmöglichkeiten der Pfarrmatrikeln und Verkündbücher für die Volkskunde hin; siehe besonders S. 239 ff. Vergl. hierzu in sippenkundlicher Sicht Wecken, a. a. D., S. 109 ff.

⁶⁾ Haberlandt, a. a. D., S. 149. — Vergl. hierzu in anderem Zusammenhang Ottokar Lorenz, Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie, 1898, S. 26: „Die Brücke, auf welcher sich die geschichtliche und Naturforschung begegnen und begegnen müssen, ist die Genealogie.“

Eduard Heydenreich in seinen quellenkundlichen Arbeiten durch einen eigenen Abschnitt auf „die Museen als familiengeschichtliche Hilfsmittel“ hin und erwähnte hiebei auch im besonderen die Sammlungen der Volkskundevereine. Freilich erschienen damals die volkskundlichen und übrigen musealen Sammlungen nur der von ihnen betreuten Porträts, Wappen, Siegel und Grabinschriften willen der sippenkundlichen Beachtung wert. Die Namen und Anfangsbuchstaben der Namen sowie die Jahreszahlen auf häuerlichem Hausgerät wurden lediglich beiläufig erwähnt.⁷⁾ Anknüpfend an Heydenreich macht dann in jüngster Zeit wieder Friedrich Wecken die Sippenforscher auf die Museen im allgemeinen als Aufbewahrungsorte geschichtlicher Handschriftensammlungen aufmerksam.⁸⁾ Dem Sippenforscher sind somit die Museen als Fundstellen bekannt.

In Kreisen der Volkskundevereine, der Volkskundesammlungen und der mit ihnen meist eng verwandten Heimatmuseen ist bereits früh das Interesse für sippenkundliche Arbeit zu finden. Es sei hier lediglich auf den Aufruf verwiesen, der 1896, also noch vor dem Erscheinen des Lorenzischen Lehrbuches, im zweiten Band der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ (Seite 380) erschienen ist. Eduard Fink schreibt dort unter dem Leitwort: „Familiengeschichte“:

„Wäre es nicht zweckdienlich, die Mitglieder (und auch außenstehende Freunde) des Vereines aufzufordern, entbehrliche Familiendokumente im Originale, eventuell in Abschriften von solchen, dem Vereinsmuseum (Archiv) zu überlassen? Dieses Material zu Familienchroniken wäre zugleich Völkergeschichte-Material. Die Familien(Geschlechter-)Geschichten sind in ihrer Summe Landesgeschichte, Volksgeschichte.“

War auch diesem Aufrufe damals noch kein entscheidender Erfolg beschieden, so zeigt er doch einen Weg zur Sippenforschung auf, den die Volkskunde- und Heimatmuseen in der Folgezeit unbeirrbar weitergegangen sind. Als Erfolg dieser Wehrichtung und des darin bekundeten Verständnisses für die Sippenforschung müssen die beachtlichen familiengeschichtlichen Bestände an Archivalien, Porträts und Siegel gewertet werden, die — um ein Beispiel herauszugreifen — der im Vorjahre erschienene Bayern-Band des Handbuches „Die deutschen Museen“ in den Sachgruppen „Landes-, Orts- und Familiengeschichte“ verzeichnet. Daß über die Archivalien und Porträts hinaus auch in den Gruppen „Sachgüter der Volkskunde und der Volkskunst“ wertvolles Material für die Sippenkunde gefunden werden kann, soll im nächsten Abschnitt an einigen Beispielen dargelegt werden.

Vorerst aber noch ein Wort zu der Sachgruppe „Archivalien“ in Volkskunde- und Heimatmuseen. Fürs erste ist zu bemerken, daß es nicht Aufgabe eines Volkskunde- oder Heimatmuseums sein kann,

⁷⁾ Heydenreich, a. a. O., Bd. 1, S. 242—258, 245, 181 f. — Fast wörtlich gleich oder ähnlich in der ersten Auflage des Werkes des gleichen Verfassers: Familiengeschichtliche Quellenkunde, 1909, S. 162—169, 165, 114 f.

⁸⁾ Wecken, a. a. O., S. 132.

Archivalien in gerundeten Beständen zu sammeln, denn diese Aufgabe bleibt den zuständigen Orts-, Kreis- und Gauarchiven vorbehalten. Die Volkskundemuseen erwerben Urkunden und Akten in den seltensten Fällen um dieser Archivalien selbst willen, sondern sie erhalten sie meist als Widmungen aus Familiennachlässen oder erwerben sie als Inhalt von Truhen, Kasten und Laden mit diesen Möbelstücken. Als Beispiel sei hier lediglich die im Museum für Volkskunde in Wien (Inv.-Nr. 34.888⁹⁾) ausgestellte Zunftlade der Schwanenfädter Fleischnackerzunft genannt. Für die Aufnahme in das Museum war in erster Linie die gebiegene Werkmannsarbeit maßgebend, die diese Zunftlade auszeichnet. Die darin enthaltenen drei Zunftbücher und rund 240 Urkunden und Akten aus der Zeit zwischen 1628 und 1885 bildeten keineswegs den Anreiz zur Aufnahme der Truhe in die Sammlung, sondern diese Archivalien mußten damals vom Museum miterworben werden und wären sicher zerstreut worden und verlorengegangen, wenn nicht das Museum sie miterworben und dadurch gerettet hätte. Wenn aber Volkskundemuseen Archivalien um ihrer selbst willen erwerben, weil entweder ihr Inhalt für die volkstümliche Lebens- und Geisteshaltung zeugt oder ihre Schrift und ihre gemalte Auszier volkstümliche Bildnerie belegen, dann ist es von vorneherein begreiflich, daß nur ausgewählte Stücke, also wiederum nicht abgerundete Gesamtbestände den Sammlungen eingefügt werden können. Gerundete Archivbestände in Volkskundemuseen suchen zu wollen, wäre somit schon rein voraussetzungsgemäß verfehlt.

Zum anderen ist auch zu beachten, daß die Museen nicht Archivabteilungen im geschichtlichen Sinne einzurichten haben, in denen der Historiker oder Sippenforscher in Schubern und Faszikeln vorbereitetes Material gewohnheitsmäßig und griffbereit zur Hand zu finden mit Recht erwartet. Die Ordnungsgrundsätze müssen in den Volkskundemuseen zwangsläufig andere sein als in den Archiven. Sich mit diesen musealen und volkskundlich-fachlichen, daher dem Sippenforscher ungewohnten Ordnungsrichtlinien vertraut zu machen, ist im Interesse der Sippenforscher gelegen, wollen sie die in den Museen verwahrten Archivalien auffinden und ertragreich für ihre Arbeitsgebiete auswerten. Daß aber auch seitens der Museen noch einiges getan werden kann, um den Sippenforschern den Zugang zu den sippenkundlichen Quellen der Volkskundemuseen zu erleichtern, wird später noch aufgezeigt werden, nachdem diese Quellen in einer kleinen Auswahl besprochen wurden.

III.

Es ist unmöglich, auf knappem Raume alle gesammelten volkskundlichen Gegenstände, die für die Sippenkunde quellenmäßigen Charakter besitzen, aufzuzählen, so daß für eine erste Übersicht eine kleine

⁹⁾ Alle in Klammer beigelegten Inventarnummern nehmen auf die betreffenden Sammlungsstücke des Museums für Volkskunde in Wien Bezug.

Auswahl, die sich hauptsächlich auf Bestände des Museums für Volkskunde in Wien stützt, genügen muß.

Am Beginn der sippenkundlichen Arbeit steht die Aufstellung des Sippengerüßes durch den Nachweis von Geburt, Hochzeit und Tod einer Person sowie durch den Nachweis der Versippung eines bestimmten Personenkreises.

Hinweise auf die Geburt bieten in unseren Volkskundemuseen zahlreiche Lauffcheine und Geburtsbriefe in Ur- und Abschrift, in gewöhnlicher oder durch Malerei oder Schönschrift gezielter Ausfertigung. Die bildmäÙig geschmückten Patenbriefe, die zur Aufnahme des Godengeschenkcs dienten, enthalten zumeist über den Namen, Laustag und Laufort des Patenfindes hinaus noch die Namen und oftmals auch die eigenhändige Unterschrift der Paten. Auch die „Ehebäume“ oder „Familien-Blumenbäume“, wie mit Porträts versehene, ausgezeichnete Stammbäume im vorigen Jahrhundert genannt wurden (Znv.-Nr. 25.265), bieten oftmals neben den Namen genaue Geburtsdaten für zwei Geschlechterfolgen. Gebetbücher und die weitverbreiteten Einschreibekalender weisen ebenfalls öfter neben anderen sippengeschichtlich und häuslich wichtigen Daten Eintragungen über Geburten auf. Schließlich sei noch eine bisher kaum beachtete Quellenart, nämlich die Hebammenbücher erwähnt. Die Hebammen waren und sind verpflichtet, über ihre Geburtshilfen Aufzeichnungen zu führen, die oftmals sippenkundlich sehr aufschlußreich sind. So verzeichnet etwa das aus einem Nachlaß stammende Buch der Wiener Stadthebamme Catharina Möbs (Znv.-Nr. 43.683 b) für den Zeitraum vom 1. April 1814 bis 26. Jänner 1852 266 Geburten unter Anführung des Datums, des Namens des Kindes und der Mutter, oft auch des Namens und des Berufes des Vaters sowie der Anschrift. Numerkungen bei Findel- und unehelichen Kindern können im Verfolge der sippenkundlichen Forschungsarbeit tote Punkte überwinden lassen.

Zahlreich sind auch die Sachgüter der Volkskunde, die Daten der Verlobung und Hochzeit bieten. Die von Briefmalern kunstvoll geschmückten Heiratsbriefe und Heiratskontrakte enthalten neben den in Trauscheinen üblichen Angaben auch die Daten und die Zeugen der einstmals bedeutsameren Verlobung. Lediglich Hinweise auf das Verlobungs- und Hochzeitsjahr geben Waffeleisen (Znv.-Nr. 43.390) für Verlobungswaffel, die Inschriften (Namen der Braut und des Bräutigams, Jahr) auf Brautschaffeln, Kasten und Truhen, auf Hochzeittellern und Hochzeitsklöffeln, auf Schützen scheiben für HochzeitschieÙen oder die sogenannten Supraportinschriften. Bei letzteren muß jedoch beachtet werden, daß sie nicht immer auf das Hochzeitsjahr hinweisen müssen, da Supraportinschriften auch anläÙlich des Neubaus nach Bränden, nach Lawinen oder anderen Naturereignissen angebracht wurden.

Ebenso wie für Geburten und Hochzeiten enthalten die bereits erwähnten Einschreibekalender auch kürzere Hinweise auf Todesdaten. Gleiches ist von den in Volkskunde- und Heimatmuseen gesammelten

Grabkreuzen, Bildstöcken und Marterln zu erwarten, sofern ihre Inschriften museumstechnisch gesichert wurden oder noch werden. In diesem Zusammenhange verdienen die Totenschilder, die Totenbretter¹⁰⁾ sowie die bemalten Totenköpfe und Schädelkasten¹¹⁾, die als Zeugen eines volkreigenen Ahnenkultes oftmals auch genaue Angaben oder zumindest Hinweise auf den genauen Todestag oder Todesort geben, besondere Beachtung. Nicht vergessen seien die Texte von Leichenpredigten aus Nachlässen sowie die auf den Porträts des öfteren angebrachten Todes- und anderen Lebensdaten.

Belege für die Versippung liefern die mit volkstümlicher Malerei ausgezierten Stamm- und Ahnentafeln, die unter verschiedenen Namen und zu verschiedenen Anlässen angefertigt wurden. Der „Ehebaum“ oder „Familien-Blumenbaum“ wurden bereits oben erwähnt; hier sei nur noch ein aufschlußreiches Gratulationsbild (Inv.-Nr. 19.903) genannt, das einem Vater zu seinem 50. Geburtstag gewidmet wurde.

Das Sippengerüst stellt wohl eine erste Grundlage dar, aber erst die Erarbeitung der näheren Lebensumstände bringt weitere beachtliche Bausteine zur Abrundung der Sippengeschichte. Auch hierfür beherbergen die Volkskundemuseen reiches Material, das hier gleichfalls nur beispielsweise aufgezählt werden kann.

Die aus dem Zunftleben stammenden Sachgüter bringen vielfach geeignete Hinweise auf Beruf und soziale Stellung. Aus der Gruppe der Zunftarchivalien seien nur die oft mit volkstümlicher Malerei ausgezierten Lehr-, Gefellen- und Meisterbriefe, dann Handwerkerausweise, Zunft- und Wanderbücher erwähnt. Auch das für die Zunftgeselligkeit charakteristische Geschirr läßt mit seinen Namens-, Orts- und Jahreszahlangaben sippenkundliche Auswertung zu. In die gleiche Gruppe gehören auch die Hauer- und Bauernkrüge, die nicht selten neben dem vollen Namen oder den Anfangsbuchstaben des Besitzernamens auch den Ort und die Hausnummer nennen. Aushängeschilder fahrender Spielleute mit Rollen- und Darstellerverzeichnis (z. B. Inv.-Nr. 19.767) lassen umfangreiches Namensmaterial auswerten. Schließlich sei auch noch auf die auf verschiedenen Wegen in die Museen gekommenen Militärabschiede, alte Reisepässe, Originalbriefe, Freundschaftsbücher sowie auf Sammlungen der Haus- und Brunneninschriften verwiesen.

IV.

Die kleine Auswahl der aufgezählten volkstümlichen Sachgüter deutet die reichen Schätze der Volkskundemuseen an sippenkundlichen Quellen wenigstens an. Es nimmt nun wunder, daß die Sippenkundler an diesem reichen Quellenschatz in den meisten Fällen mehr oder minder achtlos vorübergegangen sind.

¹⁰⁾ Karl von Spieß: Totenbretter. Zeugnisse volkreigener Weltanschauung in Österreich. In: Germanen-Erbe, Bd. 3 (1938), S. 148 ff.

¹¹⁾ Marie Andree-Gysin: Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, 1910, S. 147 ff.

Ein wesentlicher Grund hiefür ist in dem Umstand zu sehen, daß die volkskundlichen Sachgüter für den Sippenkundler lediglich Rohstoff sein können, da sie erst durch sachliche Bearbeitung und Vereitung auf volkskundlicher Grundlage für die Sippengeschichte ertragreich werden. Ein im Altkunsthandel auftauchender Bauernkasten etwa wird mit der allgemeinen Herkunftsbzeichnung „alpenländisch“ trotz voller Namensangabe und Jahreszahl dem Sippenkundler wenig bedeuten. Der Volkskundler aber bestimmt auf Grund des ihm eigenen Fachwissens und der ihm zur Verfügung stehenden Vergleichsreihen nach Bauart, Form und Auszier, daß der Kasten z. B. Zillertaler Arbeit ist. Ein einfaches Füllungsbild, das eine charakteristische Kirche mit Häusern an einer Straßenabiegung darstellt, weist auf Hintertux oder Umgebung. Jetzt erst kann der Sippenkundler mit dem Namens- und Jahreszahlenmaterial des Kastens weiterarbeiten und es an Hand der Kirchenbücher der nun eng umschriebenen Gegend auswerten. Dieses aufgestellte Beispiel könnte um viele andere aus der Praxis vermehrt werden, zeigt aber nebenbei bedeutsam an, in welcher Weise die Volkskundemuseen wurzellos gewordenes Volksgut retten, in größere Zusammenhänge einer Volksschau einordnen und damit gleichzeitig anderen Wissenschaftsgebieten, wie der Sippenkunde, Hilfsdienste erweisen können.

Ein anderer wesentlicher Grund der Nichtbeachtung volkskundlicher Güter durch die Sippenkunde ist wohl darin zu suchen, daß es den Sippenforschern nicht immer leicht ist, sich in die sachlich und museumstechnisch bedingten Ordnungs- und Aufstellungsgrundsätze einzuarbeiten, um zu den gerade für ihn wichtigen Ausstellungsgegenständen vorzustößen. Hier hätte im Rahmen der jeweils gegebenen Möglichkeiten eine Hilfe seitens der Volkskundemuseen einzusetzen, für die erste Richtlinien zur Aussprache in Fachkreisen vorgelegt werden sollen.

1. Die Volkskunde- und die mit ihnen verwandten Heimatmuseen verzetteln diejenigen gesammelten Sachgüter, die Namen oder Anfangsbuchstaben von Namen in Verbindung mit einer näheren Zeit- oder Ortsangabe tragen, in einer alphabetisch und einer örtlich geordneten Kartei.
2. Im Verein mit den örtlich zuständigen Kreisen der Sippenforscher oder auf eigenen Kundfahrten werden die bereits gegendweise und zeitlich bestimmten Sachgüter an Hand der Kirchenbücher oder anderer Archivbestände bestimmten Personen zugeordnet.
3. Die nunmehr den Besitzern (oder auch Erzeugern) eindeutig zugeschriebenen Sachgüter werden dann in den Druckschriften der einzelnen Museen unter eigenem Obertitel, der die Sippenkunde aufmerksam werden läßt, laufend veröffentlicht, und zwar in kürzester Form, wie sie etwa Arthur Haberlandt für die Bestandauf-

nahme der gemalten Heiratsbriefe in seiner „Volkskunde des Burgenlandes“ angewandt hat.¹²⁾

Mögen bei dieser musealen Mehrarbeit auch nicht alle Sachgüter mit Namens-, Zeit- und Ortsangaben in sippenkundlicher Hinsicht verwertbar werden, ein großer Teil aber bestimmt. Dieser größere Teil lohnt jedoch die angedeutete Gemeinschaftsarbeit zwischen Volkskunde und Sippenkunde vollauf, zu der hiemit nachdrücklichst aufgerufen sei.

Sippenkundlich auswertbare Angaben weisen unter anderem auf:

Beispiel 1: Inv.-Nr. 44.072. Slowakischer Majolikatrinkkrug, den sich vier Soldaten herstellen ließen. Sie selbst sind vor dem Hintergrund einer Stadt mit Burgmauer in den Uniformen einer ungarischen Reiterregiments zu sehen.

Am Halse befindet sich der Spruch:

GOTT LIEBEN MACHT SEELIK. WEIN TRINGEN MACHT FREHLIG.
DARUM LIEBE ICH GOTT UND TRINGEN WEIN, SO GAN ICH
FROHLIG SEIN 1793.

1. GOSEPH WERMERSGIRCHEN. 2. GOANNES MERKER. 3. GOSEPH
GRACZER. 4. MICHAEL HOLIK.

Beispiel 2: Inv.-Nr. vorbehalten. Willkommkrug aus Zinn, Sudetengau. Auf dem Deckel die Inschrift:

VIVAT ES LEBE DIE HUTMACHERGESSELN A D 1832.

Auf dem Stumpfen die Namen:

MARTIN BRUNEK VON ODRAU — FRANZ MASSALER VON G. BRUENN
— AUGUSTIN LEDER VON GHURAU — WENZEL BALAT (R?) VON
PRAG — FRANZ SCHUEKER VON H. WIEN — GOTTLIEB BIESCHOPF
VON WOHLAU.

Weihnachtszeit bei den Bauern im Brixental.

Eine Bestandschilderung von Anton Schipflinger, Hopfgarten.

Die Zeit der Rauchnächte ist eine der sagenumwobenen Zeiten des Jahres; Brauchtum und Volksgesagat sind reichlich in dieser Zeit. Mit der Adventzeit beginnt auf dem Bauernhofe das winterliche Leben. Die Tage sind kurz und die Dämmerstunde dauert lang, wenigstens glaubt man es so, weil sie eine so ungewohnte Stunde ist und gerade im abendlichen Zwiellicht sich manches Seltsame abspielt. In der Stube surren die Spinnräder, die Mannen klingen Heu, Streu und Brennholz zum Haus. Nach Weihnachten beginnt man mit dem „Fuchswerken“. Am Abend sitzen alle in der Stube, und es wird erzählt aus dahingeschwundenen Zeiten, über dieses und jenes Ereignis.

Der Klausenabend (5. Dezember) gilt bei den Landkindern als ein froher Tag. Kommt doch abends der Nikolaus und bringt Gaben. Äpfel, Nüsse, Vögel und Kastanien; neben diesen eßbaren Sachen spendet St. Nikolaus auch Gebrauchsgegenstände, so für die Schulkinder Griffel, Bleistifte, Federn, Griffel-

¹²⁾ Arthur Haberlandt, Volkskunde des Burgenlandes, Hauskultur und Volkskunst. In: Österreichische Kunstoffographie, Bd. 26, 1935, S. 29 f., 59, 109, 105 uff.

schachteln und Ähnliches. Strümpfe, Kappen, Sacktücheln oder eine Weste kann man ebenfalls vom Nikolaus als Gabe erhalten.

Vor sechzig Jahren galt der Klausenabend als der einzige Gabentag des Jahres. Damals war der Christbaum auf dem Lande völlig unbekannt. Heute noch wird hier und dort der Klausenabend als größerer Gabentag gehalten als der Weihnachtstag. Natürlich drängt der Weihnachtsbaum immer mehr vor und wird bald auch noch jene seltenen Häuser, wo der Klausenabend den Vorrang im Gabenschenken hat, in seinen Kreis ziehen.

Der Nikolaus geht am Klausenabend von Haus zu Haus und stellt seine Gaben in die Betten oder auf bereitgestellte Hüte, Teller oder Schüsseln. In seiner Begleitung befindet sich der Krampus, auch Klaubauf genannt, der den schlimmen Kindern eine Rute bringt.

Die Bäuerin steckt am Klausenabend drei Palmzweige auf den dem Hause nächstliegenden Obstbaum. Der Nikolaus segnet im Vorbeigehen die Palmzweige. Solche geweihte Palmzweige werden sorgsam aufbewahrt und nach 77 Tagen — am 20. Februar — auf das Feld gesteckt, damit der Segen des Heiligen wirke.

Wo der Nikolaus am Klausenabend nicht hinkommt, kommt er am Klausentag.

Morgen ist Klausentag,
bringt uns a Körbl Gab'.
Heut' geht der Klaubauf um
und suacht die schlimmen Kinder.
Er geht mit Ruat und Kett'n
und macht a mords Mett'n (Lärm).

So singen jene, zu denen der Nikolaus am Klausenabend nicht kommt.

Am Nikolaustag darf nicht geflickt und gestrickt werden, denn, so wird erzählt, wer am Klausentag flickt oder strickt, sticht dem Nikolaus die Augen aus und verjagt den Segen des Heiligen von den Feldern. Dagegen heißt es, soviel Spinnräder am Klausentag surren, soviel Flachsstöber stehen im nächsten Jahr auf dem Flachsacker.

Heut' is Klausentag,
es is a froher Tag.
Er bringt viel Segen
und nit ungeru an Regen.

Man sagt, daß der Regen, welcher am Klausentag fällt, geweiht ist. Daher soll man drei Häfen voll auffangen und damit die Räume des Hauses bespren-gen. Schnee darf nicht zerschmolzen werden.

Am 8. Dezember, dem Tage Maria Empfängnis, haltet das Volk den „Kleibeltag“.¹⁾ An diesem Tage sollen werdende Mütter nach dem Festgottesdienst auf den Friedhof gehen und zu den armen Seelen beten, damit das Kind gesund, stark und rechtschaffen werde. Am Vortage bäckt man Brot, wovon der erste Laib am Kleibeltag angeschnitten wird. Eine Sage erzählt über diesen Tag folgendes:

¹⁾ Kleibel = Leibwerdung.

Auf dem Weiler Hof in Brigen lebte eine Bäuerin, die auf die Weihnachtszeit einem Kinde entgegen sah. Da die Bäuerin geizig war und schon manchesmal Arme vor die Tür gewiesen hatte, wünschte ihr eine abgewiesene Bettlerin einen sonderbaren Fluch: „Beim nächsten Kind sollst kein Brot mehr brauchen, wenn du am Kleibeltag keines anschneidest und verschenkst.“

Nun kam am Kleibeltag die gleiche Bettlerin und hat um ein Stück Brot. Die Bäuerin erinnerte sich des Fluches und gab ihr einen halben Laib. Da sagte die Bettlerin: „Alle Kinder werden von dir sterben, nur das heurige nicht.“

Diese Worte betrübten die Bäuerin sehr und sie war arg niedergeschlagen. Den Brotlaib tat die Bettlerin in ihre Tasche und sagte: „Am nächsten Kleibeltag wieder einen halben Laib und es wird dich wieder um eines mehr überleben.“

Alljährlich verschenkte die Bäuerin am Kleibeltag einen halben Brotlaib und im Laufe der Jahre hatte sie so viele verschenkt, daß alle Kinder sie überleben konnten.

Es ist daher üblich, am Kleibeltag an arme Leute Brot zu verschenken.

Am diesem Tage erhält auch das Vieh etwas Brot, denn auch das Vieh soll nicht mit Unglück überschüttet werden.

Man nennt diesen Tag daher manchmal auch „Brottag“ oder „Lebentag“.

Am drei Donnerstagen vor Weihnachten geht man anklöpfeln. Bei Tag geht man allgemein von Haus zu Haus anklöpfeln. Am Abend gehen die geladenen Anklöpfler, es sind dies gute Sänger von alten Liedern, zu den Bauern. Als Gaben gibt man den Anklöpflern, die bei Tag gehen, Apfel, Birnen, Alobern und Lebensmittel, manchmal auch Geld. Wenn dann abends die sanglustigen Anklöpfler kommen, so ist es in jeder Bauernstube, wo Anklöpfler hinkommen, voll von Zuhörern, denn jeder lauscht gerne den alten Weisen der urwüchsigen Anklöpflerlieder. Fast einigen Stunden frohen Beisammenseins gibt es eine Pause. Die Anklöpfler bekommen Schnaps, Kaffee und Butterbrot. Die Zuhörer erhalten Schnaps und Brot.

Bis Mitternacht dauert ein solcher Abend. Schwer nimmt man Abschied. Bei den Anklöpflern bedankt man sich herzlich für ihre Darbietungen. Auf das nächste Jahr ladet man sie mit den Worten ein: „Seid's so guat und kembt's auf's Jahr wiede.“

Nächstehend folgen zwei Brigentaler Anklöpfellieder:

Bauer, es send ma da,
mia bringan a recht a guats Jahr.
D' Genna, die leg'n schon ra,
d' Gänz, dia trag'n Federn schwa;
's lieg'n weascht ast lind
und außs Jahr a floans Kind.

Bauer, sei du nit verzagt,
d' Schaf hamb a schon all' G'joag.
Bei oan send d' Lampl drein,
d' Widida send ja allwei dabei.

Der Fat, der tuat gleich,
du weascht oanawegs reich.

Bauer, eh send ma da,
mia keman alle Jahr.
Mia send nit weg'ns Geb'n da;
Weg'ns Kinderschaun send wir daher,
sooft mia keman, is um oans allwei mehr.

Kinder habt's ös feini
und wach'n toans toi (tüchtig),
all' Jahr die größ't'n Trümma.
Am Gwand kennt mas woi;
feascht send can d' Mittel in d' Kniebölg einhiglangt
und hoia tret'ns drein, sends gwach'n um an Spon.

Wia habt's ös mit die Knecht;
bleib'ns enk eppa da?
Wenn die Diana schean tat'n,
aft blieb'ns nu a Jahr.
Auslass'n wuscht ös freila nit leicht.
Wer gang denn nacha suach'n,
wenn die Vaudirn auschleicht.

Kommen in einem Jahre wenig Anklöpfler, so deuten es die Bäurinnen, daß ein schlechtes Erntejahr folgt. Am letzten Anklöpfeldonnerstag gehen die Bettler anklöpfeln; man nennt diesen Tag auch den „Bettleranklöpfeltag“.

Im Bauernvolke lebt über die Entstehung des Anklöpfelns folgende Sage:

Ein reicher Bauer wies arme Leute vor die Tür. Daraufhin kam eine Perchte (nach einer anderen Darstellung war es eine Heze) zu ihm und veranlaßte ihn, zu geben. Der Bauer befolgte den Rat der Perchte und sagte: „Alle Armen mögen kommen und sollen bringen neues Leben.“ Damit meinte er, die Leute, denen er von seinen Lebensmitteln gibt, sollen singen und lustig sein, neues Leben in die Winterszeit bringen.

Die Sage vom reichen Bauern spielt in der Ruffsteiner Gegend; nach einer anderen Darstellung bei einem Sonnberger Bauern aus Brigen.

In die Zeit vor Weihnachten fällt auch das Schweineschlachten. Wenige Bauernhäuser gibt es, in denen kein Schwein geschlachtet wird. Der Großteil des Fleisches wird in den „Selchkucheln“ geselcht, damit für das ganze Jahr Knödelfleisch vorhanden ist, denn die Fleischknödel sind eine gern begehrte Kost.

Eine weitere Arbeit der Vorweihnachtszeit ist das Häuserabwaschen. Von oben bis unten, von innen bis außen wird das Haus gereinigt. Es ist keine leichte Arbeit und dazu ist es noch gern kalt in dieser Zeit. Doch muß diese Arbeit im Winter geschehen, weil die Häuser viel „scheaner“ werden.

Die heftlichste Weihnachtsarbeit der Bäuerin beginnt in der Thomaswoche. Es ist das Zeltbaden. Bei dieser Arbeit sind die Bäuerinnen voller Sorge; geratet der Zelten nicht, so gibt es vom Zeltananschneider einen Stichelreim und darauf verzichtet jedermann gern. Schließlich ist es auch keine Kleinigkeit, zwanzig und mehr Zelten zu baden. Wenn sie nicht geraten, hat man den

Ärger in der Tasche. Daher redet man bei den Bauern von der großen „Wachschlacht“. Bäckt man das Kloberbrot am Quatember-Mittwoch, so hat man um einen Brotwecken mehr, sagt der Volksmund.

Der Thomastag (21. Dezember) dreht den Tag um. An diesem Tage werden verschiedene Spiele aufgeführt, durch die man Näheres über das kommende Jahr zu erfahren glaubt. Wer an diesem Tag eine Haberkeiß schreiben hört, stirbt im nächsten Jahre.

Am Heiligen Abend gibt es kein Frühstück. Jedes geht nüchtern zum Engelamt. Alle gehen gern, denn man hört das schöne, uralte Herbergslied: „Wer klopfet an“.

Auch wird bei den Bauern an diesem Tage die ganze Frühmilch verschenkt, so daß die „Zahaisleut“ (Eingehäusleute) (ärmere Leute) oft bis Dreikönig genug Milch haben.

Um neun Uhr vormittags gibt es eine halbe Schale warme Milch als Neuner. Nach dem Neuner müssen die Weiber noch die letzte Reinigung der Küche und Stube vornehmen und den Weibbuschen „würchatoan“. Die Mandet müssen die Messer schleifen, damit man zum Zeltenanschneiden eine gute Schneid hat.

Um ½12 Uhr ist Feierabend. Es ist zum Mittagessen. Auf den Tisch kommt ein Bacheifoch (Milchmus), auf das man statt Butter Honig oder etwas Eingefottenes tut.

Wenn die Baudirn das Koch in die Stube trägt und sie schaut beim offenen Kamin hinauf, dann sieht sie ihren Bräutigam. Schon vor vierzig Jahren wagte es keine mehr, in den Kamin zu schauen, weil früher einmal einer der Sensenmann herabschaute und sie auch im kommenden Jahre sterben mußte.

Nach dem Mittagessen wird der erste Rosenkranz gebetet.

Um drei Uhr nachmittags gibt es wieder eine halbe Schale Milch. Nach diesem Essen muß der Fütterer allem Vieh vom Weibbuschenstupp zu lecken geben. Der Bauknecht und die Baudirn (oft auch der Bauer und die Bäuerin) gehen nun mit der Rauchpfanne räuchern und besprengen die Räume mit Weihwasser. Während geräuchert wird, wird in der Stube der zweite Rosenkranz gebetet.

Abends um sechs Uhr beginnt das Abendessen, das sehr reichhaltig ist. Zuerst kommt Käse und Brot auf den Tisch, dann unzählbare „Vorrichten“, wie Gerste, Fisoln, Kraut, Kerschmandl und Figgensuppe. Als Hauptgericht kommen die großen Heiligen-Abend-Nudeln, die überaus groß sind und in reiner Butter gebacken werden. Geessen werden nicht viele, da man schon von den Vorrichten satt ist. Als Abschluß kommt eine Schüssel voll rahmiger Milch. Dann erhält jedes noch drei Nudeln zum „Aufg'hoit'n“ und jeder Diensthote erhält darüberhin noch ¼ bis ½ Pfund Butter; 's Nährmigei heißt man es.

Nach dem Abendessen wird der dritte Rosenkranz gebetet und das Evangelium von der Geburt Christi vorgelesen. Dann gehen alle, bis auf eines, schlafen. Derjenige, der aufbleibt, muß dann die übrigen zum Mettengang wecken. Auf den Hoch gelegenen Höfen müssen die Leute schon um zehn geweckt werden. Auch wird vor der Mette dort und da ein Böller losgelassen, als Zeichen zum Aufbruch zum Mettengang. Einem bleibt daheim „Haus hat'n“.

Meistens bleibt der stärkste Mann zu Hause, denn oft gab es in der geheimnißvollen Heiligen Nacht ungeahnte Geschehnisse.

Reich ist die Heilige Nacht an Sagen. Bevor man zur Mette geht, müssen die Obstbäume geweckt werden. Wird dies nicht getan, so ist eine schlechte Obsternte im nächsten Herbst zu erwarten. Auch die Tiere müssen geweckt werden, denn man hat weniger Glück beim Vieh, wenn man es unterläßt. In der Heiligen Nacht können auch die Tiere laut sprechen. Lebte da ein fürwärtiger Bauer im Brizental, der die Tiere seines Stalles gern reden gehört hätte. Er blieb zu diesem Zweck in der Heiligen Nacht daheim, ging in den Stall und setzte sich auf den Melktstuhl. Als die Dorfuhr zwölf schlug, begannen die Tiere zu reden. — „Heuer stirbt der Bauer und sein Sohn. Der Hof kommt in eine fremde Hand.“ Diese Worte hörte der Bauer. Er fiel ohnmächtig auf den Boden. Als man ihn fand, bettete man ihn in sein Bett. Schon in den nächsten Tagen war der Bauer todkrank. Bald starb er. Etliche Wochen nach dem Tode des Bauern starb der einzige Sohn, der Erbe des Hofes. Nicht die Hälfte des neuen Jahres war vergangen, da war der Hof in fremder Hand. — Ein anderer Bauer hörte auch einmal in der Heiligen Nacht die Stimme der Tiere. Als er hörte, daß sein Kind im nächsten Jahre sterben muß, wurde er schwermütig. Als sich die Prophezeiung erfüllte, da wurde er irre.

Viele Geister durchheilen in der Christnacht die Rüste; „gute und böse, aber ohne Kraft“, sagt ein Spruch.

Einmal sind bei einem Bauern drei aufgeblieben und haben Karten gespielt in der Heiligen Nacht. Um Mitternacht hatten sie auf einmal zwei Herzas. Da packte sie ein Grausen, sie liefen sofort zur Mette und kamen erst während der Wandlung vom Schrecken. Einige Tage darauf wurden alle drei krank.

Zwei bastelten ein Hexenbankl; Stallerschneider hieß einer davon. Das Bankl wurde aus neun Gattungen Nadelholz gemacht. Man stellte es zu hinterst in die Kirche, und wer sich darauf setzte, sah während der Wandlung die Hexen der Gemeinde. Selten aber kamen solche Hexenschauer mit dem Leben davon, denn sie wurden meistens von unsichtbaren Händen zerrissen. Von den oben Erwähnten kam der Stallerschneider davon, doch er blieb zeit lebens immer krank und erst am Sterbebette machte er über diese Begebenheit eine Aussage, so daß diese Begebenheit weitererzählt wurde und bis zum heutigen Tage erhalten blieb.

Zur Mette nimmt man auch Apfel mit; diese werden während der Mette von unsichtbarer Hand geweiht und man verwendet sie deswegen zu verschiedenen Zwecken.

Kommen die Mettengänger heim, dann wird der Heilige-Nacht-Zelten ange schnitten und warme Milch oder eine Fleischsuppe geessen.

In der Frühe des Christtages gehen alle, die aus können, zu den Hirtenengeläutern, welche um fünf Uhr beginnen.

Zu Mittag am Christtag gibt es bei jedem Bauern ein prächtiges Festessen. Zuerst gibt es Käse und Brot, Suppen, Blutwürste und Voressen. Der Schweinsbraten ist das Hauptgericht mit feinen fünf bis sechs Zuspeisen; dann gibt es noch Weinbrühkiachl und als Abschluß einen Hafens rahmige Milch.

Alle, die im Sommer bei der Heuarbeit mitgeholfen haben, werden zu diesem Essen geladen und bekommen den üblichen Weihnachtzelten, denn es ist Brauch, daß auch die Sommermahder einen Zelten vom Bauern bekommen. Die Tghaisleut erhalten darüberhin noch die übrig bleibenden Speisen.

Der Stephanstag ist der Tag, wo der Bua zum Diandl geht und umgekehrt und der Göd zum Patenkind um den Scheafschz. Der Göd gibt seinem Patenkinde für den Scheafschz ein kleines Geldgeschenk, welches in die Sparkasse der Kinder, in das „Gob'n(g)spatl“, wandert. Auch ist es Sitte, daß bei den Wirtshäusern, wo eine Landwirtschaft dabei ist, am Vormittag des Stephanitages Schnaps auf dem Tische steht. Von diesem Schnaps kann sich jeder nach Belieben einschenken und erhält dazu noch ein Stück Kloberbrot.

Am Johannisstag wird in der Kirche der Johanniswein geweiht. Dieser geweihte „Haussegen“, wie man ihn nennt, ist für Mensch und Vieh oft notwendig. In den Bauernhäusern wird auch immer ein Haussegen aufbewahrt. An Stelle des Weihwassers wird er manchmal verwendet. Im Frühjahr wird das Saatgetreide mit Weihwasser und Haussegen geseht.

Der Unschuldige-Kind-Tag ist ebenfalls ein Bauernfeiertag. Dirnen und Knechte gehen an diesem Tage zu ihren Eltern und Verwandten auf Besuch.

Am Schlvestertag fährt man mit dem Pendelschlitten nach Reith bei Ritzbühel. Um drei Uhr früh fährt man bereits ab. Der Meßner von Reith hat eine große Geschicklichkeit in der Herstellung von wächsernen Tierfiguren. Solche Tierfiguren kauft man, läßt sie weihen und opfert sie auf dem Schlvestertag dem großen Viehpatron, dem hl. Schlvester, um im kommenden Jahr beim Vieh viel Glück und Segen zu haben. Der Schlvestertag ist auch Rauchabend und wird so gehalten wie der Heilige Abend.

Der Neujahrstag ist ein hochgehaltenener Festtag wie der Christtag. Jedermann wünscht seinem Mitmenschen ein „glückliches neu's Jahr“. Zu Mittag kommt am Neujahrstag ein ähnliches Essen und in gleicher Reichhaltigkeit auf den Tisch wie am Christtag.

Der letzte Rauchabend, der Dreikönigsvorabend, ist von vielem Glauben umgeben. In dieser Nacht zieht die Percht, von der viele Sagen berichten, durch das Land und stiftet, je nach Gelegenheit, Gutes oder Böses.

Am Dreikönigsvorabend gibt es keine Nudeln, wie an den anderen Rauchabenden, sondern man bringt „Perchtenkrapfen“ auf den Tisch. Etliche Stücke Perchtenkrapfen stellt man auf die Rabn, damit die Percht sie mitnehme und dafür Glück auf den Hof brinoen möge.

Am Dreikönigstag, der früher sogar festlicher gefeiert wurde als der Weihnachtstag, gibt es ebenfalls bessere Kost und dazu auch unzählige Vor-, Zu- und Nachspeisen. Solche Tage sind wenige im Jahre. Zu einem Festtag gehört auch ein entsprechendes Essen. So halten es die Bauern; denn ein Festtag soll sich vom Werktag „auseinander kenna“ lassen.

Am Dreikönig beginnt das Sternsingen, welches bis Lichtmeß dauert und gern geübt wird. Mehrere gute Sänger richten sich zusammen und gehen zu den Bauern, wo man sie eingeladen hat — es sind meistens Jahr für Jahr die gleichen — und verbringen dort einen Abend mit fröhlichem Gesange. Das Sternsingen von Haus zu Haus ist im Brigental wohl üblich, wird aber selten geübt. Wenn die Sternsinger zu einem Bauern kommen, so wartet die ganze

Nachbarschaft schon in der Stube. So um acht Uhr kommt der Vorläufer mit einem Besen und macht für die Sänger Platz. Nach einer kurzen Weile kommt der Ultrager, welcher ein kleines Truchel bei sich hat, in dem allerhand verschiedene gut- und übelriechende Öle und Wasserlein enthalten sind.

Der Ultrager singt:

Grüß enf Mannda und Weiba,
 Ultrager Miapei is da.
 Siat allerhand Buschzn und Krauta;
 kafts ma an Meliffengeist a.

Nach dem Gesang macht er einen lustigen Vortrag und probiert bei den jungen Weibsbildern seine medizinischen Sachen aus.

Raum ist der Ultrager mit seiner Sache fertig, da kommen schon zwei mit einer Kiste, in der zwei Löcher ausgeschnitten sind. Die Kiste stellen sie auf den Boden und beide gucken bei den „Guggaslochern“ in den Guckkasten. Und jetzt beginnen sie die Migeschick, die sich im vergangenen Sommer ereignet haben, in humorvoller Weise zu erzählen. Alles Mögliche kommt hier an die Öffentlichkeit.

Nach dem Guckkasten kommen die Sternsinger; voraus einer mit einem schön beleuchteten Stern. Dem Sterntrager folgen die vier bis sechs Sternsinger mit ihrer Gitarre, die sie als Begleitinstrument für den Gesang brauchen. Haben sie sich ein wenig ausgerastet, dann geht's los. Ein Lied nach dem anderen wird gesungen. Nach einiger Zeit gibt es eine Pause. Die Sternsinger werden in die Küche geladen; dort erhalten sie gut und viel zu essen und zu trinken. In der Stube reicht man Schnaps und Kloverbrot herum. Haben sich die Sänger gestärkt, dann geht es erst richtig los. Jetzt kommen alte und lustige G'sangln dran; oft auch ein neues, welches ein auffälliges Ereignis des letzten Jahres behandelt. Bis Mitternacht dauert es. Schwer und ungerne trennt man sich. Miteinander geht man heim. — Ein Sternsingerabend ist zu Ende.

Wenn das Sternsingen aufhört, beginnt der Fasching, ein entfernter Bote des Frühlings. Das winterlich-weihnachtliche Leben wird durch den längeren Tag aus der Stube verdrängt. Neue Kraft für harte Arbeit pulst in den Adern des bäuerlichen Menschen. Weihnachten, die traute, anheimelnde Zeit des Winters ist dahin. — — —

Literatur der Volkskunde.

Matthes Ziegler: Aberglaube. Eine volkskundliche Wertung und Begriffsbestimmung. Stubenrauchs Deutsche Grundrisse. Die schwarze Reihe, Band 2/3. Herbert Stubenrauch, Berlin 1940. 52 Seiten.

Ziegler setzt sich in dieser Schrift zunächst mit der lange Zeit hindurch üblichen Begriffsbestimmung des Aberglaubens auseinander, zeigt am Beispiele des „Handworterbuches des deutschen Aberglaubens“, wie absprechend selbst Vertreter der Volkskunde volkseigenen Werken des Brauchtums gegenübergestanden hatten, und hebt hervor, daß liberalistische Wissenschaft und Kirche in der Beurteilung dieses Kulturerbes durchaus einig waren, wenn es

unter die Rubrik des Aberglaubens eingeordnet wurde. Daraus allein schon ergibt sich die Notwendigkeit einer durchaus neuen Schau. Ziegler weist darauf hin, daß wir es im Geisteserbe des Volkes mit einer Schichtung verschiedenartiger Vorstellungen zu tun haben und daß nur nach deren Wesens- und Wertbestimmung etwas über den Aberglauben ausgesagt werden kann. Er zeigt, wie schon in germanischer Zeit eine gewisse Anfälligkeit für die Aufnahme von Fremdgut vorhanden war, wie denn in der Tat die Begriffe „germanisch“ und „vorchristlich“ nicht gleichgesetzt werden dürfen. In diesem Abschnitt werden allerdings Zieglers Ausführungen über das „Besprechen“ und über den Zauber, den der „Unglücksman“ schon durch seine bloße Anwesenheit ausübt, der Läuterung bedürfen. Denn das Besprechen stammt zweifellos aus dem alten Orient, während Zieglers Darlegungen über das Wesen des Schadenzaubers unter dem Einfluß der gerade in dieser Beziehung stark überspitzten Auffassung Grönbechs zu stehen scheinen. Die Rolle der kirchlichen Einflüsse wird richtig durch die wesentlichen Tatsachen gekennzeichnet, daß neue Wertmaßstäbe eingeführt wurden, und daß überdies die Kirche die Mittlerin orientalischer und spätantiker abergläubischer Vorstellungen wurde, und zwar ganz besonders in der Inquisition und im Hexenwahn. Ziegler verweist weiter darauf, daß magische Beschwörung und priesterlicher Exorzismus, mag dieser auch in die Liturgik aufgenommen sein, dem Wesen nach dasselbe sind, und daß es dafür belanglos ist, derartige Erscheinungen nach den Kategorien „kirchlich approbiert“ und „nicht kirchlich“ aufzuspalten.

Auf diese Weise macht Ziegler den Weg frei für eine neue Begriffsbestimmung, in der er als Aberglauben alle die Erscheinungen bezeichnet, die einem lebensgesetzlichen Denken widersprechen. Richtig verweist er darauf, daß Aberglaube vor allem ein Ausweichen vor dem Schicksale ist und gefahrlose Möglichkeiten vortäuscht, unter Vermeidung kämpferischen Einsatzes Erfolge zu erringen.

Der Hauptwert von Zieglers Schrift liegt im grundsätzlichen Bruche mit den bisherigen unbrauchbaren Auffassungen über das Wesen des Aberglaubens und in der einwandfreien Darstellung ihrer Fehlerquellen, sowie in der klugen Zusammenfassung und Auswertung der Ergebnisse der bisherigen volkskundlichen Wesensforschung.

Dr. Edmund M u d r a k.

Karl von Spieß: Deutsche Volkskunst. Stubenrauch Deutsche Grundrisse. Die schwarze Reihe, Band 3/4. Verlag Heribert Stubenrauch, Berlin 1940. 61 Seiten, 64 Abbildungen.

Fünfzehn Jahre nach seiner „Bauernkunst“, in der als erster die Volkskunst in ihren wesentlichen Erscheinungen auf weltanschauliches Gut hin untersucht hatte, läßt Karl Spieß dieses Heft erscheinen, dem er folgerichtig eine Darstellung der geistigen Grundlagen einer Volkskultur, aus denen die Volkskunst in ihren weltanschaulichen Bedingungen verständlich wird, voranstellt. Der Verfasser scheidet bekanntlich die auf den Kräften der Beharrung beruhende, der Überlieferung verpflichtete Bauernkunst grundsätzlich von der auf geschichtlichen Voraussetzungen erwachsenen, der steten Veränderung unterworfenen Stadtkunst, und stellt hier nun die für unsere Gegenwart wichtigsten Kulturbereiche, den der nordrussischen Bauernvölker und den des Altens

Morgenlandes, einander gegenüber. Spieß legt dar, wie mit dem Kulturschaffen der nordbrassischen Völker auch eine bestimmte, die „Anordnungskunst“ verbunden ist, die er von der „Umweltkunst“ mit ihren naturnahe Darstellungen scheidet. Wesentlich ist sein an der Hand von Beispielen geführter Nachweis, daß „Zeitgestalten“ der Überlieferung dem Saggute ebenso verhaftet sind, wie sie in der Volkskunst auftreten, so daß ein und derselbe Gedanke in selbständiger Ausprägung hier im Erzählgute, dort in der Volkskunst anzutreffen ist. Das Wesen dieser Kunst drückt der Verfasser mit der Bezeichnung „Zweiweltenkunst“ aus, denn in ihrem Mittelpunkt steht ebenso wie im Saggute die Auseinandersetzung des Helden mit der „anderen Welt“ und deren Gestalten. Auch nachdem diese bildlose Kunst im Südraume die Verbindung mit der Umweltkunst gefunden hat, ist sie in ihrem inneren Wesen treu geblieben, da sie „an die Stelle der vergänglichen Vorlage des Augenblicks die mit einem bestimmten Sinn verbundenen Zeitgestalten in eigenartiger Ausprägung und Formgebung setzt“. Unter ständigem Hinweis auf die Parallelen im Saggute erläutert Spieß sodann wichtige Zeitgestalten, wie das Ross, den Helden in seiner Verbindung mit diesem und mit dem wunderbaren Trank der Außenwelt, die „weisenden Tiere“, die Schicksalsgestalten, den Kampf mit dem Untier, das den Zugang zum Quell versperrt. Sorgfältig ausgewählte Bilder verdeutlichen die aus der Darstellung sich ergebende Parallelität, die für wichtige Auftritte und Gestalten, wie für die Hirschjagd oder die Frau im umhagten Garten, beispielhaft belegt wird.

Für das Brauchtum gelten dieselben Grundsätze, da die für dieses wichtigsten Gegenstände, wie Baum und Quelle, in der Volkskunst ebenfalls meist in gleichbleibender Art dargestellt werden, wie denn überhaupt die Kraft des Beharrens an bezeichnenden Beispielen vor Augen gefällt wird, da Denkmäler aus der Bronzezeit grundsätzliche Gleichartigkeit mit Arbeiten aus der Volkskunst unserer Gegenwart aufweisen. Eine wichtige Rolle spielte die Volkskunst bei der Auszier des Festgerätes, das in engster Beziehung zum volkseigenen Feste und zum Mahle, einem seiner wichtigst Bestandteile steht.

Nach dieser grundsätzlichen Darstellung des Wesens geht Spieß auf die „Außenseite“ der Volkskunst ein und behandelt ihre wichtigsten Erscheinungsformen sowie ihre stoffliche Grundlage und die Arbeitsart. In bezeichnenden Beispielen werden Holz, Leder, Fadenarbeit, Töpferei und Metall vorgeführt.

Den Abschluß bildet eine Mahnung des Verfassers an das Kunsthandwerk, dies große Erbe entsprechend zu betreuen. Als Ganzes ist das Heft nicht nur eine Darstellung der Volkskunst, sondern zugleich auch eine Einführung in das Wesen der Überlieferungswelt, die allerdings erst das Verständnis und die Erfassung des Wesens der Volkskunst ermöglicht. So wird es nicht nur dem Fachmanne willkommen sein, sondern ist überdies dazu berufen, einem weiten Kreis etwas von den Grundlagen jener „deutschen Bildung“ zu vermitteln, die der Verfasser mit Recht fordert. Dr. Edmund M u r a t.

Othenio Abel: Vorzeitliche Tierreste im Deutschen Mythos, Brauchtum und Volksglauben. Gustav Fischer, Jena 1939. 304 Seiten mit 186 Abbildungen.

Ein Buch, das von einem unserer namhaftesten Paläontologen erwandert ist, der auf seinen Gängen auch örtliche Sagenüberlieferungen natur- und kulturwissenschaftlich aufzubellen unternahm. Das Gewirr richtungslos gewordenen Aberglaubens und Versteinerungen, denen die Volksmeinung Schutz- und Abwehrkräfte im Verstand der signatura rerum nach ihrer vermeintlichen organischen Gestalt zuerkannte, wird hier einmal systematisch gelichtet, wobei Eigenwuchs oder Volksüberlieferung und Ausbreitung schulmedizinischer Gedankengänge seit Plinius und Galen im bücherlichen Wissen gleichmäßig und kritisch bedachtig berücksichtigt sind. Unter den Abschnitten über die meist auch sonderlich benannten Steine seien etwa die über Sonnenradsteine, am Hülfsenberg nächst Weismar in Hessen als St.-Bonifazius-Pfennige verchristlicht, ferner über Sternsteine, Taubensteine, Linjen- und Münzsteine, Abschöß- und Luchssteine als vielseitig neu und anregend für den Volksforscher hervorgehoben. Gleichertweise aufschlußreich sind die Bemerkungen über Riesentierknochen, das Einhorn und besonders ansprechend der künstlerische Gut und Weltanschauung in den Vordergrund stellende Abschnitt über Drachen und Lindwürmer. Womit freilich der reiche Gehalt der Arbeit keineswegs erschöpfend gewürdigt erscheint, die kein mit einschlägigen Volksmeinungen befaßter Forscher künftig wird missen können, mag auch da und dort wie bei der Ableitung des Pentagramms der Kulturwissenschaft ein anderer Weg beschreibbarer erscheinen als die Ent-wicklung aus einem Naturvorbild.

A. Haberlandt.

Germanisches Volkserbe im Alamannendorf Wintersweiler Mannschaft der Hochschule für Lehrerbildung, Karlsruhe i. B., geführt von Max Wohlbürger. (Deutsches Ahnenerbe, Reihe B.) Ahnenerbestiftungs-Verlag, Berlin 1940. 8 Seiten mit 22 Abbildungen.

Diese Gemeinschaftsarbeit von Studenten im Reichsberufswettkampf ist siedlungsgeographisch recht anschaulich ausgefallen und bietet auch einen bis in die Vorzeit gezogenen Aufriß der Einpflanzung der Siedlung und ihrer Gesamtflur in den Lebensraum des Markgräfler Landes. Unter den Schicksalen der Bevölkerung hat die Bevölkerungsbewegung nach dem Dreißigjährigen Krieg, Geburtenziffer und Zuzügler betreffend, eine eingehendere Bearbeitung gefunden. Dagegen erscheinen für Brücken, die zwischen dem neuzeitlichen Hausbau und germanischem Erbe zu schlagen wären, kaum mehr als Ansätze skizziert. Der hiefür so notwendigen umfassenderen Bestandaufnahmen nicht von Stichproben, sondern vom Bauen insgesamt und der entsprechenden methodischen Vorschulung wird man nicht entraten können, um kurz befristete Gemeinschaftsarbeiten im Gelände zu einem positiven Ziel reifen zu lassen, das etwa im Abschnitt „Geisteserbe“ allerdings leichter anzupeilen war. In dem angestrebten „Dorfbuch“ wird dann wohl auch ein Sippengefüge und Familienchronik berücksichtigender Arbeitszweig zu Worte kommen müssen.

Hdt.

Erhard Niemann: Ostpreußisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze. (Schriften der Albertus-Universität. Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 8.) Osteuropa-Verlag, Königsberg 1937. 406 Seiten mit 50 Textabbildungen und 28 Tafeln sowie 42 Kartenskizzen.

Niemann hat als ein Fleiß und Begabung in sich vereinigender Jünger W. Peflers das Volkstum seiner Heimat erwandert, aufgezeichnet und be-

arbeitet. So hat dies Buch an erster Stelle volkskundlichen Quellenwert, darüber hinaus ist es ein wichtiger kulturgeographischer Wegweiser für die Volkskunde Ostpreußens. Rund 140 Seiten sind der Erörterung von Haus und Hof gewidmet, wofür rund 1000 Ortschaften hauskundlich aufgenommen und auch die älteren Katasterpläne herangezogen wurden. Ostgermanische und mittelalterlich deutsche Hofgestaltung werden hiedurch in ihrem Bestand wie ihrer Verteilung nach klargestellt und die Auseinandersetzung zwischen nieder- und mitteldeutschem Hauswesen kritisch beleuchtet. Gehaltvoll ist auch die Schilderung des Jahresbrauches, besonders in den Zwölften und zum Jahresbeginn, wobei die Arbeitsverbote, die verschiedenen Maskenerscheinungen, die Rolle der Gebäubrote als Glücksfiguren, im Losbrauch wie in Glücksspielen hervorzuheben sind. Man gewinnt bei alledem den Eindruck einer lebendig bewegten Volksüberlieferung und weiß dem Verfasser Dank für die kritisch besonnene Bemühung, auch die zeitliche Tiefe der Erscheinungen methodisch auszumitteln. Gdt.

Hugo Trupp: Das Bauernhaus im westlichen Taunus. (Rhein-Mainische Forschungen, Heft 22.) G. L. Brenner, Frankfurt a. M. 1939. 18 Seiten mit 16 Tafeln und 3 Karten.

Für das wenig bearbeitete Gebiet der mitteldeutschen Bauernhausformen gibt die Arbeit bedachtfam Aufschluß über die Einordnung von Haus und Hof in die Taunuslandschaften. Das Einheitshaus spricht der Verfasser als das fränkisch-mitteldeutsche Gebirgshaus an, in den reicheren Gebieten gesellen sich ihm die geläufigen mitteldeutschen Hofbildungen bis zum geschlossenen Vierseithof, der aber kaum erst der Bauernbefreiung entsprungen ist. Es gilt hiefür wie auch für das Einheitshaus den Anschluß an die entsprechenden südwestdeutschen Hauslandschaften zu suchen, bevor ihre kulturgeschichtliche Stellung schlüssig betrachtet werden kann, wozu die Feststellung alter Pfettendachbildungen im Taunus gleichfalls einen beachtlichen Beitrag bedeutet, der kartennäßig noch erst festzulegen verbleibt. Gdt.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1940.

Noch war zu Anfang des Jahres, über das ich Ihnen zu berichten habe, dem Gründer unseres Vereines die Zuversicht gegönnt, durch den Beschluß der Vollversammlung das Museum für Volkskunde als selbständiges Institut der großzügigen Fürsorge des Reiches anheimzugeben, die Zukunft dieses seines langjährigen Sorgenkinds wieder um einen entscheidenden Schritt gefördert zu wissen. Inzwischen hat ihn uns, der so lange Jahre unser Vorkämpfer und die bewegende Kraft seines Vereines war, der Tod entrißen. Am 14. Juni verschied Michael Haberlandt nach langem Leiden, bis zuletzt als Ehrenmitglied und Ehrenpräsident an den Geschicken des Hauses warmen Anteil bewährend. Das bedeutet in der Geschichte unseres Vereines einen tiefstschmerzlichen Einschnitt. Sein Wirken ist von unserem Herrn Vizepräsidenten Hofrat Oberhummer in unserer Zeitschrift, die Michael Haberlandt durch volle 42 Jahre geleitet hat, bereits gewürdigt worden.

Auch einen zweiten Verlust hat der Verein zu beklagen. Am 26. Februar 1940 starb Mitbundespräsident Dr. Michael Painisch, durch fast ein

Jahrzehnt sein Ehrenschutzherr und stets ein aufrichtiger und warmer Förderer der Heimat- und Volkstumspflege in den Ostmarkgauen. Er hat dem Museum in schwieriger Lage auch persönlich werktätige Unterstützung gewährt und sein Andenken wird vom Verein dankbar und dauernd in Ehren gehalten werden.

Der Verein zählt derzeit 222 Mitglieder bei 13 Neubeiritten. Unseren langjährigen Vizepräsidenten, Herrn Sektionschef Dr. Arthur Freyha, der in jahrzehntelanger persönlicher Bemühung dem Verein und Museum ein freundschaftlich warmer Helfer und Förderer war, haben wir die Freude, uns nunmehr als Ehrenmitglied, zu dem ihn die ordentliche Jahrseberfammlung einstimmig erwählte, dauernd weiter verbunden zu wissen.

In den Formen der bisherigen Verwaltung des Museums war dem Verein bereits jede sachlich gebotene Betätigungsmöglichkeit gegeben, wobei bei Erstellung des Haushaltes darauf Bedacht genommen wurde, die eigenständige Vereinstätigkeit von Verwaltungsbereich des Museums sinn- und sachgemäß abzugliedern. Die Abrechnung der Verwaltungsausgaben des Museums erfolgt bestimmungsgemäß von nun an im Rahmen des Reichshaushaltjahres (1. April bis 31. März). Bei dieser Gelegenheit wird auch die Verrechnung zwischen Verein und Museum klar ersichtlich werden. Jedenfalls sieht der Verein nach wie vor seine Zielsetzung auch darin, das Museum auch in materieller Hinsicht nach Kräften zu fördern. Vor allem haben Mitglieder des Vereines und von ihm geworbene Freunde des Museums den Zuwachs der Sammlungen, der die itailische Zahl von 300 Nummern betrug, ihrerseits durch Widmungen bereichert. Sie sind nachstehenden Persönlichkeiten zu danken: Prof. Alex. Demetr. Gols, den Frauen Sektionschef Deutschmann, Maria Haberlandt, Marg. Kuffchera, den Herren E. Kaiser, Langhammer, M. Muenjak, D. Preschnoßki, Ehepaar R. u. E. Pichorn, Arthur Szongott, Fr. Tannert, Altwarenhändler Johann Winkler, Frau Hilbe Wittgenstein und Frau Wilhelmine Zehenthofer sowie Herrn M. Langgrebe.

Erstmalig wurden die in die Bücherei eingestellten Tauschzeitschriften dem Verein in der Weise vergütet, daß vom Museum 95 Stücke der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ bezogen und zum Tausch verwendet wurden. Ferner wurden von der Bücherei die im Laufe des Jahres in der Zeitschrift angezeigten Besprechungstitel entsprechend abgelöst. Sehr erheblich war die Anzahl der Beglaubigungen (fast 5000 Trachtentücher).

Die Sorge um die Miete und Instandhaltung des Hauses konnte der Verein dank der fortgesetzten Förderung durch die Stadt Wien auch in diesem Jahre voll auf sich nehmen, wofür der beachtliche Betrag von RM 2586.97 aufgewendet wurde. Auch konnte der Verein die Ehrung Michael Haberlandts als Gründer des Museums am Tage seines 80. Geburtstages in würdiger Art durch Aufstellung seiner Büste aus eigenen Mitteln durchführen.

An zahlenden Besuchern verzeichnete das Museum im Jahre 1940 insgesamt 3026, an nicht zahlenden 283; 1688 Schüler waren in 61 Klassenbesuchen zusammengefaßt oder benützten als Kunstgewerbeschüler die Sammlungen durch längere Zeit. Weiters wurden 36 Gruppenführungen abgehalten, zwei hievon zum Zwecke der Trachtenberatung im Einbernehmen mit Herrn Gaukulturwart Franz Vogl vom Kulturrat der Stadt Wien, der auch in Verbindung mit der Organisation „AöZ.“ zwei musikalische Vormittage im Rahmen der Werbewoche für Hausmusik an das Museum verlegte. Außer dem Genannten ist Herr Karl Magnus Alier als Vortragendem und Mitgliedern der Fichte-Gemeinschaft sowie Herrn M. Muenjak für ihre Mitwirkung hiebei geziemend zu danken. Einige Gruppenführungen wurden öffentlich, andere zum besonderen Zweck der Trachtenberatung und Heimpflege über Wunsch von weiblichen Fachschulen durchgeführt. Als akademischer Lehrer hielt der Berichtserstatter seine Univeritätsvorlesungen sowie Übungen fallsweise wiederum in den Sammlungen des Museums ab. Außer Haus fanden unter anderem ein Vortrag in der Nationalpolitischen Lehranstalt in Traiskirchen, mit nachfolgender Führung von über 80 Zöglingen dieser Anstalt und der WM.-Führungsschule Hubertendorf am Museum, statt. Ein weiterer Vortrag im Rahmen einer

Rechnungsabluß des Vereines

Einnahmen

für das

	Reichsmark	Reichsmark
1939 Barreiß: Verlag	83.78	
Heimatwerk	2884.50	
Museum	6794.24	9762.52
Verein:		
1. Verlag: Mitgliedsbeiträge	655.32	
Verlauf älterer Zeitschriften	518.32	
Druckzuschüsse	102.34	
Für Tauschstücke der Bücherei	503.50	
Für Erwerbungen der Bücherei	608.10	
Fernsprechgebühreneratz (A 13-6-21)	57.40	2445.18
2. Heimatwerk:		
Leih- und Beglaubigungsgebühren	386.43	
Spende der Wien-Film	50.-	
Spende Hans Schmiedl	50.-	
Sonstiges	1.65	
Zinsen von 1940	187.70	675.78
3. Jahreszuschuß der Stadt Wien	3000.-	3000.-
4. Durchlaufende Posten	882.08	882.08
		16765.56

Geprüft und

Wien, am

Rudolf Heller m. p. A. Kroenig m. p.

und Museums für Volkskunde

Jahr 1940

Ausgaben

	Reichsmark	Reichsmark
Verein:		
1. Verlag: Druck der Zeitschrift	742.82	
Besprechungen	171.50	
Verbands- und Postgebühren	57.39	
Drucksorten	82.28	
Ankauf Erg.-H. 16	76.50	
Fernsprecher	213.64	
Fernsprecher-Rückerstattung ans Museum .	47.49	
Zeitschriftenverband	12.	1403.62
2. Heimatwerk	340.88	
Beglaubigung	70.80	
Ehrung für M. Haberlandt	701.16	
Überweisung an das Museum	50.—	
Sonstiges	2.44	1165.28
3. Hausmiete	1447.68	
Instandhaltung des Gebäudes	1139.29	2586.97
4. Durchlaufende Posten	882.08	882.08
Summe der laufenden Ausgaben		6037.95
Abbuchung des Museums-Barrestes		6794.24
Summe der Ausgaben		13832.19
Barrest des Vereines von 1940		3933.37
		16765.56

richtig befunden:

17. Jänner 1941.

Leop. Reiter m. p., Kassier.

vom Landesmuseum in Eisenstadt durchgeführten Reihe galt den Aufgaben der heimatischen Siedlungsplanung und Pflege von Haus und Hof.

Die Bücherei verzeichnete 527 Besucher und 75 Trachtenberatungen. Ihr Zuwachs betrug 321 Nummern, 465 Bilder, 91 Negative nach eigenen Aufnahmen und 94 als Widmung von Jng. Fiqhhuber und N. Mucnjak. Sehr Erhebliches wurde in der Vervollständigung der Lauschezeitschriften und im Einbinden älterer Bestände dank der vielseitigen und erfolgreichen Bemühung von Dr. E. M. Auer aufgeholt, nach dessen Einrückung in Juni l. J. Fräulein Susanne Kratochwill sich der vielseitigen Büchereiarbeiten in eifriger Bemühung allein zu unterziehen hatte. Mein besonderer Dank als Vereinsführer gilt denjenigen Angestellten des Museums, die wie bisher mit verständnisvoller Anteilnahme die Vereinsangelegenheiten nebenbei abwickelten: Unserer Kanzlistin Fräulein Jda Schuster und unserem Verlagsleiter Robert Mucnjak! Als freiwilliger Mitarbeiter hat sich zur Sichtung der Museumsbestände und für dringende Erledigungen in der Verwaltung stud. phil. Wolfgang Haberlandt seit 3. September dem Museum mit Zustimmung der Oberleitung der Kulturwissenschaftlichen Museen und des Ausschusses zur Verfügung gehalten, soweit dies seine Studieneinteilung zuließ. Unserem Hauswart, dem nach wie vor bei der Kriegsmarine als Oberbootsmaat dienstuenden Herrn Hermann Lutzny, entbieten wir unseren kameradschaftlichen Gruß! Dank auch allen übrigen Gefolgschaftsmitgliedern!

Wenn auch der erwähnte Antrag des Vereines auf Verstaatlichung des Museums derzeit noch nicht verwirklicht erscheint, hat der Herr Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Unterricht doch bereits seine grundsätzliche Geneigtheit hiezu geäußert und alle Maßnahmen treffen lassen, um die materiellen Grundlagen für eine sachgemäße Verwaltung und Gebarung des Museums im Reichshaushalt zu erstellen. Für ihr Bemühung in dieser Sache hat der Verein den Herren Ministerialrat Dr. R. Schönauer, Regierungsrat Dr. Berg und Hofrat Lorenz besonders zu danken. Um die Verbindung mit der Stadt Wien haben sich Herr Oberrat Dr. Karl Wagner, Gaukulturwart J. Vogl und Dr. E. Mudrak mit stetem Wohlwollen angenommen.

Die Wiener Zeitschrift für Volkskunde" bot im abgelaufenen Jahrgang den Lesern weniger Quellenstoff als vorgeesehen. Dies wird im Jahre 1941 mit einer stattlichen Anzahl von wertvollen Arbeiten mehr als wettgemacht werden können. Ich schließe mit der Bitte um weitere werktätige Mitarbeit an alle unsere Freunde und Förderer und begrüßte sie mit

Heil Hitler!

Prof. Dr. Arthur Haberlandt,
Vereinsführer.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Die Sagen von der Fisch- oder Schlangenjungfrau.

Von Karl von Spieß, Wien.

Im Mittelpunkte der sagtümlichen Überlieferung arischer Völker steht die Schöne bei Baum und Quelle im umhegten Haine der Außenwelt. Sie ist die Verwahrerin von Lebenstrank und Lebensspeise. Nur e i n e m Manne gelingt es, im Zuge mannigfacher Kämpfe zu diesem Haine vorzudringen und Einlaß zu erhalten. Ein Rätsel, um das nur zwei auf dieser Welt wissen, dient zur Erkennung. Oft aber fallen alle Hindernisse und Sicherungen der umhegten Stätte von selbst ab, da der Held naht, denn er ist der vom Schicksale für die Frau in der Außenwelt Vorherbestimmte, die ihn bei seinem Kommen beim Namen nennt, als kannte sie ihn schon lange.

Zuweilen trifft der Held in der Außenwelt auf drei Frauen, die einander völlig gleichen, und dann hat er aus ihnen die Richtige zu erwählen. Die für ihn Bestimmte ist die Wandelbare, die Zwiespältige.

In einem der zuständigen Überlieferungskreise schreitet die Handlung so fort, daß der Held der Schönen bei der Hochzeit das Versprechen abgeben muß, sie zu einer bestimmten Zeit nicht zu sehen. Es ist dies jene Zeit, da sich das Weib in einer häßlichen Verwandlungsgestalt befindet. Er bricht das Versprechen dann doch und erblickt seine Frau im Wasser, halben Leibes als ein schönes Weib, halben Leibes als einen Fisch oder eine Schlange. Daraufhin erfolgt die Trennung der beiden. Die Sage bricht hier mit schlechtem Ausgange ab. Im Märchen aber geht die Handlung weiter. Der Held findet nach langer, mühevoller Fahrt seine Frau in der Außenwelt wieder, wo er zum zweiten Male mit ihr Hochzeit hält.

Die Überlieferung von der Fisch- oder Schlangenjungfrau nimmt bei den arischen Völkern insoferne eine besondere Stellung ein, als diese Gestalt als Ahnfrau in vielen Stamm- oder Geschlechterjagen erscheint und über den arischen Kreis hinaus, wie wir noch sehen werden, vorgezogen ist. Das bekannteste von allen hieher gehörigen Denkmälern ist die Geschichte von der schönen Melusine.¹⁾ Dem Volksbuche liegt letzten Endes eine romanartige Darstellung des Jean d'Arras (vollendet 1393) zu Grunde, der damit unter Benützung volksläufiger Berichte die Stammsage eines mächtigen und kraftvollen Adelsgeschlechtes, der Herren von Lusignan (urkundlich bereits 967 erwähnt), gestaltete. Das Volksbuch von der Melusine fand in der Zeit vom Ende des 15. bis zum 19. Jahrhundert in ganz Europa Verbreitung. Aus der bürgerlichen Schicht ist der Inhalt des Volksbuches von der Melusine bis in die bäuerliche Bevölkerung gedrungen und dort rückläufig auf Grund verwandter Eigen-

¹⁾ Spieß-Mudrak, Deutsche Märchen — Deutsche Welt, Berlin 1939, S. 25 ff., Die Fischjungfrau.

überlieferung wieder zum einfachen Märchen geworden, dessen Herkunft bei näherer Betrachtung allerdings nicht verborgen bleibt. Ein Beispiel hierfür ist das Märchen „Die Wasserjungfer“ in der Sammlung „Sarz-märchenbuch“ von August Gj (Stade 1862).

Zum Sagenkreise der Fischjungfrau gehören die Überlieferung von Tchetis, die Stammsage der Skythen bei Herodotos (4. Buch, c. 8—10), ein nahe mit letzterer verwandtes Abenteuer Nostahms, die persische Geschichte von Schahristani, die indische Überlieferung von Urvasi, um nur die wichtigsten Gestalten nächst verwandten Saggutes zu nennen. Überraschend sind die Übereinstimmungen mit der Fischjungfrausage in der Überlieferung von Toyotamahime im Nihongi, die bezeichnender Weise die Ahnfrau des japanischen Kaiserhauses ist.²⁾

Eine in mythischer Überlieferung wurzelnde Weltbildlehre hat in Hinterindien in eigenartiger Weise das gesamte Leben des Königs und seiner Umgebung, die Bauten inbegriffen, beeinflusst. Es erinnert an urtümliche Stammsagen, was ein Mitglied einer chinesischen Gesandtschaft, Tschu Ta-kuan, im Jahre 1296 von dem Phimeanakas, dem als Welkenberg gedachten Zentralbau des Königspalastes in Angkor Thom (Siam) berichtet³⁾: „Im Palast gibt es einen goldenen Turm (den Phimeanakas), auf dessen Gipfel der König schläft. Alle Eingeborenen behaupten, daß in dem Turm der Geist einer neunköpfigen Schlange hause, der Herrin des Bodens im ganzen Königreich. Sie erscheint jede Nacht in Gestalt einer Frau. Mit ihr schläft der König zuerst und vereinigt sich mit ihr. Nicht einmal die vornehmsten Gemahlinnen des Königs würden es wagen einzutreten. Er entfernt sich in der zweiten Nachtwache und kann nunmehr mit seinen Frauen und Konkubinen schlafen. Wenn eines Nachts der Geist der Schlange nicht erscheint, so bedeutet das, daß der Augenblick des Sterbens für den König da ist. Unterläßt es der König in einer einzigen Nacht, zu kommen, so geschieht ein Unglück.“

Trotz andersartiger Geisteshaltung und Abwandlungen erkennen wir auch in diesem Zeugnisse noch deutlich die in diesem Falle von Indien gekommene Überlieferung von der Schlangenzungfrau.

Wir wenden uns nunmehr den Volksjagen von der Fisch- oder Schlangenzungfrau zu, die so mannigfacher Art sind, daß wir uns nur mit bestimmten eingehender beschäftigen werden. Im allgemeinen können wir, von der reichgegliederten Überlieferung des Märchens kommend, beobachten, wie festgelegte Züge abnehmen und verschwinden, wie das Gefüge gelockert wird, wie schließlich nur mehr Bruchstücke einer einst längeren, geschlossenen Handlung übrigbleiben.

Wir besitzen eine große Zahl von Orts- oder Gelände-Sagen, in denen die Fischjungfrau eine entscheidende Rolle spielt. Zu diesen zählt die in der Deutschen Sagen-Sammlung der Brüder Grimm veröffentlichte Sage „Die Schlangenzungfrau“ (Nr. 13).

¹⁾ Näheres hierüber bei: Karl v. Spietz, Marksteine der Volkskunst, 2. Bd.: Die Fischjungfrau.

²⁾ N. Heine-Geldern, Weltbild und Bauform in Südostasien: Wiener Mittheilungen zur Kunst und Kultur Ostiens 4 (1930) 37 ff.

Der Held schließt mit einer geweihten Kerze durch einen engen Gang und gelangt zu einer eisernen Pforte. Er kommt dann weiter durch Gewölbe und schließlich durch schöne, große Gärten. Darinnen steht ein prächtiges Schloß, in dem eine schöne Jungfrau haust, die vom Nabel abwärts eine Schlange ist. Sie ist aus königlichem Geschlechte, trägt eine Krone aus Gold und um den Hals einen Bund mit Schlüsseln. Ihre Haare fallen frei herab. Bei ihr steht ein eiserner Kasten, der von zwei schwarzen, bellenden Hunden bewacht wird. Sie schließt den Kasten auf und schenkt dem Helden silberne Münzen. Diese Schlangenfrau kann nur durch einen keuschen Jüngling erlöst werden, der sie dreimal küßt. Trotz ihren greulichen Gebärden küßt er sie zweimal. Er entflieht, von Furcht gepackt, da sie ihn beim dritten Male zu zerreißen droht. „Hernach hat es sich begeben, daß ihn etliche in ein Schandhaus mitgenommen, wo er mit einem leichtsinnigen Weibe gesündigt hat.“ Daraufhin fand er niemals mehr den Eingang zur Schlaufftätte.

Die Ortsfrage nennt die Person mit Namen; die Handlung geht an bestimmtem Orte zu bestimmter Zeit vor sich. Hier ist der Held der Schneiderssohn Leonhard. Die Geschichte spielt um das Jahr 1520 zu Lugst bei Basel.

Unter spürbarem christlichem Einflusse (geweihte Kerze) hat sich die innere Haltung völlig verändert. Der junge Mann ist einer, der sich fürchtet. Die Befreiung des Weibes ist verquickt mit dem Heben eines Schazes, mit Goldgewinn. Die Geldkiste steht an Stelle von Lebenswasser und Lebensbaum. Die unterbrochene Befreiung wird nicht weiter geführt, die Geschichte endet „tragisch“.

Da Sagen dieser Art einen großen Teil des volksläufigen Überlieferungsstoffes ausmachen, soll im folgenden eine Übersicht über den Formenkreis dieser Sagen auf Grund einer ansehnlichen Zahl von Fassungen gegeben werden.

Zahl der Frauen. Die zu erlösende Gestalt tritt uns zumeist in der Einzahl entgegen, zuweilen kommen aber auch drei Frauen vor, von denen dann zwei weiß und eine halb weiß und halb schwarz ist (8,2). Eine von ihnen besitzt zuweilen einen Leibescha den, sie ist blind (drei reiche Nonnen, davon eine blind (18,9). Fehlt die Dunkle oder die Schadhafte, so haben wir zwei Jungfrauen oder weiße Fräulein (14,1; 18,4; 18,8). Vereinzelt kommen auch zwölf Jungfrauen vor (34,6). Die Zwölfzahl ist aus der Dreizahl nach dem Gesetze der Zahlenverschiebungen hervorgegangen. Eine unbestimmte Anzahl von weiß gekleideten Jungfrauen bedeutet eine weitere Abchwächung älterer Überlieferung (8,4).

Gestalt der zu Erlösenden. Das zu erlösende Weib erscheint dort, wo es auf das Kommende vorbereitet, als schöne, weiße Frau (35,1; 26,2; 13,5), manchmal mit einem Schaden behaftet, sie ist z. B. hauptlos (24,2; 9,6; 18,5). Zuweilen ist sie aus zwei verschiedenen Teilen zusammengesetzt, bis unter den Nabel ein schönes Weib, von da ab Schlange (6; 8,3; 18,1; 18,10), oder halb Mensch halb Kröte (32), ein Weib mit Bodsfüßen (18,1), eine Jungfrau mit einem Schlangenschweif (31), sie ist halb weiß halb schwarz gekleidet (18,6), zumeist er-

scheint die Erlösung Heischende in ihrer Dunkelgestalt als schwarzes Weib (18,17), als Nonne, als Pelzweible, als die „Rauhhaarige“ (18,7) oder in Tiergestalt, als Kröte (4; 26,1; 14,7; 13,1), als „goldene Kröte“ (18,12), in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle aber als Schlange (9,2; 9,3; 9,4; 9,6; 9,7; 12,1; 12,2; 14,5; 15; 24,3).

Auch gegensätzliche Gestalten, wie die eines schönen Mädchens und die eines häßlichen Weibes, sind dieser Sagengestalt eigen (37). Die Verwandlung erstreckt sich gelegentlich nur auf den Kopf; die Jungfrau erscheint mit drei Schweinsköpfen (25). Vereinzelt tritt eine Vermischung von Schlange und Kröte auf; die Jungfrau wird zur Schlange mit einem Krötenkopf (17). Im Hinblick darauf ist auf einen nicht mehr verstandenen Zug im „Seifrid de Ardemont“ zu verweisen. Seifrid erlöst, nachdem er durchs Feuer geritten, eine Schlange, indem er ihr eine Kröte vom Halse nimmt. Darauf verwandelt sie sich in eine schöne Jungfrau⁴⁾.

Ihr Aussehen. Die zu Erlösende ist dort, wo sie in menschlicher Gestalt erscheint, ein Weib von überaus großer Schönheit. Ihr blondes goldenes Haar fällt offen herab (8,1; 12,1), sie trägt ein silberweißes Gewand (8,1) und einen Bund Schlüssel (13,3; 13,6; 13,7; 18,5; 18,14), sie heißt deshalb die „Schließerin“ und wegen ihres hochzeitlichen Gewandes auch die „Kränzlejungfer“ (18,14). Ein kennzeichnender Zug ist ferner, daß sie mit schöner Stimme singt und dadurch jeden in ihre Gewalt bekommt (8,1; 13,8; 18,4), daß sie Harfe spielt (34,4). Sie strahlt ihr schönes Haar (26,2) und reinigt Wäsche (13,3; 24,2). Das weiße Kleid der Jungfrau wird kohlschwarz (24,1), da der Erlöser unsicher wird und sie zu küssen zaudert.

Erscheint die zu Erlösende als Schlange, so trägt sie ein goldenes Krönlein und oft einen Schlüssel im Maule, um den Hals oder am Schwanzende (9,2; 9,3; 9,4; 9,6; 9,7; 14,5; 24,3). Das Krönlein besitzt die Gabe unbegrenzter Vermehrung, es läßt das Korn im Getreidekasten nicht alle werden und erhält das Geld, bei dem es liegt, unbermindert (9,8).

Ort der Erscheinung. Die zu Erlösende haust hinter dem Felsen, der sich öffnet, in einer Höhle, in einem unterirdischen Gewölbe (6; 9,5; 10; 13,4; 13,8; 13,9; 24,2; 26,2; 29), das durch eine Pforte abgeschlossen ist (6; 10; 24,2; 29). Dadurch wird nicht so sehr ausgedrückt, daß die Frauengestalt eine unterirdische ist; die Pforte ist nur die Grenze zwischen zwei Welten. Hinter ihr liegt die andere, der unseren ähnliche, nur schönere Welt. Man kommt durch blühende Gärten zu einem prächtigen Gebäude (6; 8,1). Zuweilen erscheint die Jungfrau auch auf dem Berge (34,3) oder auf einer Paßhöhe (14,6). Sie ist aber zugleich auch die Wasserfrau, die im Teiche (14,6) oder im See (13,7) wohnt, zu der man durch den Brunnen (3), das Bindeglied zwischen Binnen- und Außenwelt, gelangt. Gelegentlich ist sie an der Quelle (26,2; 35,2), die nur zu bestimmten Zeiten fließt, zu treffen; ein besonderer Baum (18,11;

⁴⁾ E. Müdraf, Die Deutsche Heldensage, S. 221.

22,2; 23,2; 30; 33) oder ein Baumgarten (19) kennzeichnet ihren Aufenthalt. Es werden auch Baum und Brunnen zusammen genannt (25).

Hund als Wächter. Als Wächter des Schatzes, der in einem eisernen Schreine (6; 8,4; 9,1), einer Truhe (18,1; 18,8; 23,1), einer Kiste (18,3) verschlossen ist und alter Überlieferung entsprechend oft eine Dreiteilung in Gold-, Silber- und Kupfermünzen aufweist, erscheint der schwarze Hund (8,2; 8,4; 10; 13,9; 18,6), der schwarze Fudel (18,8; 18,11). Er hat mit dem Feuer zu tun. Er besitzt, abgesehen von den feurigen Augen, einen feurigen Rachen (18,1) und hält eine Fackel im Maule (8,6). In verbläster Überlieferung wird aus dem Hunde als Wächter des Schatzes ein Schoßhündchen (23,1) der Prinzessin. Zuweilen stellt der Hund, der einen Schlüssel im Maule trägt (8,5; 9,1; 18,12), auch eine Verwandlungsgehalt ihrer selbst vor (18,7; 19), was Rückschlüsse auf eine bestimmte Überlieferung zuläßt, wonach die Schicksalsfrauen — die Fischjungfrau gehört in ihren Kreis — als Hunde erscheinen (A. v. Spieß, *Marksteine der Volkskunst* Bd. 1, 43).

Zeit des Erscheinens. Das „Erlösungswerk“ wird nach bestimmten Fristen immer wieder in Gang gesetzt, nach 200 Jahren (29), nach 1000 Jahren (8,3; 9,6; 24,2), alle 7 Jahre (18,4), alljährlich (18,15), an allen Quartalen des Jahres (18,10). Es ist an die Festzeit gebunden, Adventszeit (18,4), Weihnachtsnacht (11), Karfreitag (23,1; 24,2), Ostermorgen (26,2), Johannismacht (8,4; 13,3); erfolgt in der Nacht, in der Zeit zwischen einem Tag zum andern, zwischen 12 und 1 Uhr (völlig verbläst in der Mittagszeit von 11 bis 12 oder 12 bis 1 Uhr), da sich der Felsen öffnet, die unterirdischen Schätze blühen (8,4) und Silbergeld gleich einer Quelle emporquillt (18,15). Da Zeit und Raum nach altarischer Anschauung einander entsprechen, so steht dem Loch im Berge, dem Verbindungsgang zwischen Diesseits und Jenseits, das Zeitloch der Erdzeit gegenüber. Die Erlösung erfolgt gewöhnlich während der drei Dunkelnächte, abgebläst ist sie auf eine Nacht, beziehungsweise nicht mehr verstanden auf einen Tag zusammengedrängt (29).

Art der Erlösung. Die häufigste Bedingung, unter der die Erlösung vor sich geht, ist die, daß der Held das sich verwandelnde Wesen dreimal küssen muß (4; 6; 10; 11; 14,4; 23,1; 23,2; 24,2; 26,1; 26,2; 29), es wird aber auch nur ein Kuß (8,3; 9,9; 14,1; 14,6; 15; 18,1; 28; 34,4; 35,1) gefordert. In dieser Hinsicht folgen die Sagen alle einem gemeinsamen, aber späten Vorbilde. Das Ursprüngliche ist die Entzauberung durch das Weisager. Im Märchen ist dieser Zug aus Märchen von der Form „Der Froschkönig“ (Grimm Nr. 1) bekannt. Wir können ihn desgleichen in Sagen nachweisen. In der Saga von Hrolf Kraft wird erzählt, daß zu König Helgi am Julabend, da draußen schlechtes Wetter war, ein häßliches Weib in zerlumpter Kleidung kam, das verlangte, das Lager mit ihm zu teilen⁵⁾. Er kam ihrem Wunsche nach und erkannte, daß sie zum schönsten Weibe in seidener Gewande geworden war. In der englischen Ballade „König Heinrich“⁶⁾ kommt ein häßliches

⁵⁾ Sammlung Thule, 21, 242.

⁶⁾ Child, *English and Scottish popular ballads*, Nr. 32.

Weib in die einsame Jagdhütte im Walde zum König. Nachdem er für die Nahrung Fleischende Roß, Hund und Falken geschlachtet hat und ihr aus der zusammengeknähten Roßhaut Wein zu trinken gegeben hat, verlangt sie bei ihm zu ruhen. Am Morgen ist sie das schönste Weib. In einer englischen Ballade⁷⁾ wird Gawain in ein ähnliches Abenteuer verwickelt, das aber bereits anderen Zwecken dienstbar gemacht ist. Danach hat Chaucer sein „Weib von Bath“ gedichtet, das die ursprüngliche Vorlage immer noch deutlich genug erkennen läßt⁸⁾.

Zuweilen geschieht die Entzauberung dadurch, daß die zu entwandende Gestalt zu Füßen eines Brautpaares in der Hochzeitsnacht ruht⁹⁾.

Eine weitere Voraussetzung für das Gelingen der Erlösung ist, daß der Jüngling noch nie ein Weib berührt hat (6; 10). Durch geschlechtlichen Verkehr mit einem anderen Weibe (6) wird die Erlösung unmöglich gemacht (Motiv der Untreue). Zuweilen muß der Erlöser ein Priester sein (34,5), offenbar deshalb, weil die Priester, besonders die katholischen, als Dämonenaustreiber von gewissen Leuten hochgeschätzt wurden. Weitere Abschwächung und Verwirrung reißt damit ein, daß der Beserzer neben der zu Erlösenden auch den schwarzen Hund, den Wächter, küssen muß (24,1), daß er ihm drei Streiche geben oder ihm dreimal den Kopf streicheln muß (5; 14,2)). Das aktive Vorgehen wird in ein passives dadurch umgewandelt, daß der Erlöser geküßt (5) wird oder die Jungfrau dreimal über sich hinweg wälzen lassen muß (34,1). Andere Bedingungen für den Erlöser sind: nicht sprechen dürfen (19), sich nicht aus dem Schlosse entfernen (34,6). Die bekannte Bedingung, durch einen Spalt im Baume zu schlüpfen, um sich von Krankheit zu befreien, findet sich hier in eigentümlicher Gestaltung: die Schlange kriecht hinter den Altar und kommt auf der anderen Seite als schöne Braut hervor (9,3). Der Altar ersetzt hier das Heiligste in vollzeigener Anschauung: den Baum (vgl. Spieß=Madraf, Deutsche Märchen deutsche Welt, S. 207, 212).

In vielen Fällen hintertreiben die Eltern oder der Beichtvater das Erlösungswerk, die offenbar die Rolle des Weibes in der Binnenwelt übernehmen. Es kommt auch vor, daß der Erlöser zwar die Bedingung erfüllt, aber die zu Erlösende tötet ihn (9,7). Diese Ausprägung ist nicht ohne Bedeutung. Sie ist eine offensichtliche Verkürzung. Der Inhalt unserer Überlieferung ist ja der, daß der Held von dem ihre Gestalt wechselnden Weibe immer wieder getrennt wird, beziehungsweise, daß er an ihr zu Grunde geht, und daß immer wieder ein anderer Mann an seine Stelle tritt.

Gestaltwandel der zu Erlösenden. Der Gestaltwandel ist ein einfacher, d. h. aus der häßlichen Tiergestalt wird ein schönes Weib, oder wir haben eine Reihe von Dunkelgestalten, nämlich drei entsprechend den drei Küssen, vor uns. Die zu Erlösende tritt oft als schönes

⁷⁾ Child, Nr. 31.

⁸⁾ E. Tegethoff, Märchen, Schwänke und Fabeln, München 1925, S. 311.

⁹⁾ E. Nittershaus, Die neuisländischen Volksmärchen, S. 7, 34, 37, 46, 59, 74, 84, 135, 204.

Weib, zuweilen in schwarzer Kleidung (13,2) dem Erlöser entgegen (Übergang zur schwarzen Hautfarbe, zur „Schwarzen“) (3) und macht ihn auf die kommenden häßlichen Tiergestalten aufmerksam, oder sie erscheint in ihrer Verwandlungsform als Kröte (4; 13,1; 14,7; 26,1), als Schlange (9,4; 9,6; 14,5; 24,3), als Bär (13,8). Von der Zwittergestalt, halb Tier halb Mensch, am Anfange haben wir bereits gesprochen. Überaus kennzeichnend für die zu Erlösende sind die Durchgangsgestalten, die sie der Reihe nach zu durchlaufen hat. Obwohl die Sage kein besonderer Nährboden für derartig gegliederte Überlieferung ist, finden wir unseren Stoff doch in weit gehender Übereinstimmung mit den Märcen, woraus wir wieder auf die besondere Bedeutung schließen können, die ihm einstens zukam. Es folgen nun einige Verwandlungsreihen bei der Erlösung.

Schöne Frau	Schlange	Raubtier	Lindwurm (36)
Schöne Frau	Bär	Löwe	Schlange (7)
Weißer Frau	Schlange	Drache	Kröte (24,2)
Schöne Frau	Kröte	Schlange	Feuer speiender Drache (20)
Schöne Frau	Kröte	Schlange	Löwe (26,2)
Schöne Frau	Schlange	Kröte	Drache (11)
Schöne Frau	Kröte	Wolf	Schlange (21)
Schöne Frau	Eidechse	Kröte	Schlange (28))
Schöne Frau	Krokodil	Kröte	Ziegenbock (29)
Schöne Frau	Schlange	Kröte	Männlein auf Ziegenfüßen mit Hörnern (14,6)
Schöne Frau	Kröte	Kröte	feuriger Drache (18,16)
Schöne Frau	Kröte	Kröte	Kröte (27)

Sichtlich der Verwandlungsgestalten ist noch zu bemerken, daß der verlangte Kuß aus der Schicht der höfischen Dichtung stammt. Das Ursprüngliche, das nicht mehr gewußt wird, ist das Ringen des Helden mit der Verwandelten während dreier Dunkelächte. Im nächsten Ringen des Peleus mit Thetis an der Septasbüste, die dabei die Gestalten verschiedener Tiere annimmt, ist die alte Auffassung noch deutlich sichtbar.

In den obigen Verwandlungsreihen wurde an Stelle des Frosches, der zuweilen genannt wird, die sinnreiche Kröte eingesetzt. Überblicken wir den ganzen zusammengehörigen Stoff, so fällt auf, daß die Kröte ungemein häufig als Verwandlungsgestalt der Schönen auftritt, so daß wir in der Sage wie im Märchen neben einer Fisch- oder Schlangenjüngfrau eine Krötenfrau¹⁰⁾ haben.

Zwischen der plötzlichen Verwandlung aus einer Gestalt und der Verwandlungsreihe steht die allmähliche Verwandlung. Sie bezieht sich auf Farbe und Gestalt. Bekannt ist der ruckweise Farbwechsel im Märchen. Die ruckweise Entwandlung ist in dem hier behandelten Sagenkreise selten anzutreffen (Schlange; halb Schlange, halb Jungfrau; schöne

¹⁰⁾ Vgl. hierzu: Spieß-Mudrak, Deutsche Märchen — Deutsche Welt, Berlin 1939: S. 235 ff., Die Krötenfrau, weiters: Zf. „Germanenerbe“ 5 (1940) 115 ff.

Prinzessin 22,1), da sie gut endet, während den Sagen der schlechte Ausgang eigen ist.

Die hier behandelte Sagenform ist die Herrin des Schlosses und des Haines in der Außenwelt und damit auch die Herrin der Tiere. Da der Held sie davon tragen und befreien will, wird er von Tieren aller Art umringt (2; 30). Die ihre Herrin schützenden Tiere ersehen in diesen Fällen deren Verwandlungsgestalten. Es gibt aber auch Fälle, wo die Zahl der Verwandlungsgestalten nicht wie oben auf eine bestimmte Zahl beschränkt ist, wo die Jungfrau die Gestalten zahlreicher Tiere annehmen kann. Zuletzt erscheint sie dann als gewaltige Kröte (38). Ist die Zahl der Tierverwandlungen auch größer, so ist sie doch keine unbegrenzte. Alter Überlieferung gehört an, daß die Jungfrau während eines Monats ihre Gestalt in jeder Nacht wechselt. Ein Zaubergebet¹¹⁾ in griechischer Sprache aus dem 3. Jahrhundert handelt trotz völlig anderer Geisteshaltung von jener alten Mythengestalt. „Dich rufe ich an, die du in allen Gestalten und unter vielen Namen auftrittst, dich, die zweigehörnte Göttin Mene, deren Gestalt niemand begreift, mit Ausnahme dessen, der den ganzen Kosmos geschaffen, Jao, der dich bildete, zu den 28 Gestalten der Welt, damit du den Schöpfungsplan erfüllst und das Pneuma jedem Lebewesen und jeder Pflanze mitteilst.“ Es folgt dann die Aufzählung der 28 Gestalten. Unter diesen finden wir die Tiere der drei Reiche, von denen die Vierfüßler am reichsten vertreten sind, darunter Hund, Schwein, Bock, Löwe und Hirsch. Um die Zahl zu füllen, erscheinen als Verwandlungsgestalten auch mythische Wesen, die Wandelbare gleichsam selbst in verschiedenen Prägungen, wie die Chimaira und die „vielgestaltige Jungfrau“, und schließlich „Beigaben“ dieser Gestalt, darunter auch der „Schlüssel“. Das ist deshalb bedeutsam, weil in den deutschen Sagen immer wieder von der Schlüsseljungfrau die Rede ist. Damit ist die Verbindung zu den Schicksalsfrauen gegeben, die nach der Vorstellung arischer Völker die Hüterinnen des Lozes¹²⁾ zur anderen Welt sind.

In der Fast Paikar¹³⁾ wird von Bahram Gor erzählt, daß er um sieben Prinzessinnen warb und diesen einen Palast mit sieben Domen bauen ließ. Diese Bauten hatten im Hinblick auf die sieben Planeten sieben verschiedene Farben. Die Prinzessinnen stammten aus sieben verschiedenen Ländern und diese waren gleichsam ein Widerspiel der sieben Himmelswelten. Der Fast 14 im Avesta heißt Bahram Fast und handelt von Urthragna, dem 10 (9 + 1) verschiedene Gestalten eigen sind. Bahram Gor (den Beinamen Gor hat er vom Wildesel erhalten) ist eine alte Mythengestalt und geht letzten Endes auf den iranischen Urthragna zurück.

In diesem Falle ist es der Mann, der seine Gestalt wechselt. Die Zahlen stimmen nicht mehr richtig zusammen, da wir es mit einem im Laufe der Zeiten stark abgewandelten Mythengute zu tun haben.

¹¹⁾ H. Reizenstein, Das iranische Erlösungsmysterium, S. 173.

¹²⁾ R. v. Spieß, Marksteine der Volkskunst, Bd. 1, 58.

¹³⁾ Hammer-Purgstall, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, Wien 1818, S. 114 ff.

Die 28 verschiedenen Gestalten der Mene stehen, wie richtig erkannt wurde, in unmittelbarer Beziehung zu den 28 Mondhäusern. Im Indischen heißen die Mondhäuser Nakschatra, zugleich sind es aber Frauen, die in diesen wohnen. Die Sage erzählt, daß Pradschapati seine Töchter, die Nakschatra, dem König Soma vermählte, damit er jede Nacht bei einer anderen weile.

Auch hier ist es wieder der Mann, der sich wandelt, doch liegen keine alten Verwandlungsgestalten vor. König Soma nimmt ab, d. h. er bekommt die Schwindsucht, und muß durch ein besonderes, in der Neumond-Nacht geweihtes Mus geheilt werden¹⁴⁾.

Diese Voraussetzungen ermöglichen uns ein Verständnis eigentümlicher Züge in der Melusine-Sage, die dort nur mehr in Resten erhalten sind. Melusine ist die Erbauerin zahlreicher Schlösser. Sie bringt mißgestaltete Kinder zur Welt, z. B. Geoffroy mit dem Eberzahne. Die Schäden der Kinder sind auf die jeweiligen Verwandlungsgestalten der Melusine zurückzuführen, die bei der Empfängnis nachwirkten. Melusine ist wie Mene eine sich Wandelnde. Sie wird ihre Kinder jeweils in einem anderen Schlosse zur Welt gebracht haben. Erst das neunte Kind ist ohne Fehle und eine Frucht der zur vollen Schönheit Entwandelten. Damit steht Melusine nicht allein. Thetis hat ebenfalls sechs Kinder geboren, die die Probe nicht bestanden, erst das siebente Kind, Achilles, ist der größte aller Helden. Beispiele dieser Art zeigen uns, wie blutgebundenes Überlieferungsgut alle geschichtlichen Zeiten überdauert.

Kehren wir zur Schlangenzungfrau der Volks-Sage zurück. Es wird auch berichtet, daß die Jungfrau, die im Winter in weißer, im Sommer in schwarzer Kleidung geht, dem, der sie befreien will, Kröten und Schlangen entgegen speit (1). Das erinnert an das häßliche und faule Mädchen, dem Kröten aus dem Munde springen (Grimm Nr. 13) und an jene Braut des Märchens, die „schwarze Keste“ in sich birgt, von denen sie befreit werden muß. Märchen von der Form „Der getreue Johannes“ (Grimm Nr. 6) und „Der dankbare tote“ (Grimm Nr. 217) bieten Belege hiefür. Ein Endglied in einer langen Kette ist die Geschichte vom Giftmädchen¹⁵⁾.

Märchenhaften Einschlag zeigt die Entzauberung der drei schwarzen Jungfrauen (Panzer, Beiträge zur deutschen Mythologie, 1, 191, Nr. 211), wobei die Erlösung nach einer Unterbrechung doch gelingt und der Held die jüngste heiratet. Zwei widersprechende Teile sind zu einer Erzählung vereint: in dem ersten Teile fürchtet sich der Befreier, im zweiten Teile handelt er mutig.

V o r g e s c h i c h t e. Aus den verschiedenen Sagen ergibt sich, daß die scheinbar scharf zugeschliffene Schatzsage mit der zu erlösenden Jungfrau nur ein Bruchstück ist, das einer gegliederten, mit den Märchen übereinstimmenden Überlieferung angehört. Die verschiedenen Ausprägungen ergeben verschiedene Bilder, aber über einander gelegt zeigen sie, daß sie doch in den Hauptzügen übereinstimmen und daß aus ihnen

¹⁴⁾ J. Hertel, Indische Märchen, Jena 1921, S. 16.

¹⁵⁾ W. Herg, Die Sage vom Giftmädchen: Abhandlgn. d. bay. Akad. d. Wiss. 1893, 20. Bd., 1. Abtl.

das Wesen der Verwunschenen aufgeheilt werden kann. Die zu erlösende Jungfrau wird in ihrem früheren Leben als ein schönes, aber hochmütiges Weib (8,3) geschildert, das bei ihrem verwitweten Vater lebt, der sie keinem Bewerber zur Frau geben will (9,3) (Anklänge an die Märchen, wo der Vater seine Tochter heiraten will). Gegensätzlichkeit kennzeichnet ihre Eigenart. Sie weist einerseits alle Männer ab und will Jungfrau bleiben, andererseits hat sie es gleichzeitig mit mehreren Liebhabern zu tun (12,2; 18,14). Das sind Anklänge an die Rätsel aufgebende Prinzessin, die Jungfrau und Dirne zugleich ist¹⁶⁾. Tragisch ist das Los der Männer, die mit ihr zu tun haben. Entkommen sie auch durch rasche Flucht mit dem „kleinen Verlust“ (13,9) (Abkappen der Ferse durch die zuklappende Türe), so ergrauen sie plötzlich, altern frühzeitig, siechen dahin oder werden wahnsinnig. Ein Fluch bis ins neunte Glied haftet auf ihrem Geschlechte.

Kennzeichnend ist es, daß der Ururenkel des erfolglosen Freiers die Schlangengestaltige erlösen soll (8,3). Immer sind es also die Söhne desselben Geschlechtes, die an dasselbe Weib geraten und an ihm zugrunde gehen. Es ist ein Kreislauf, der sich ewig wiederholt und nie zum Stillstande kommt. Schicksalsmäßig ist er an einen Baum geknüpft, der als der weiterhaltende Allfamenbaum zu denken ist. Scheinbar ist die Verknüpfung nur eine äußerliche, mittelbare. In dem Augenblicke, da die Erlösung mißlingt, wird der Keim zu einem Baum gelegt, aus dessen Holz die Wiege jenes Kindes dereinst gezimmert wird, das die Erlösung von neuem zu beginnen hat. Zuweilen drohen diesem Baume Gefahren, er wird abgehakt und zu Brennholz verschnitten. Dann muß die zu Erlösende selbst wieder einen neuen Baum pflanzen (18,3).

Aus den Sagen der geschilderten Art ist deutlich ersichtlich, daß sie eine Gestalt alter volkseigener Überlieferung umspielen, deren Bedeutung im Schwinden begriffen ist. Zuweilen aber ist die Sage ein Mittelpunkt reicher Überlieferung verschiedener Bereiche. So wird von der „Tante Arie“ im Berner Jura auch eine „Erlösungs Sage“ der geschilderten Art erzählt¹⁷⁾. Diese Gestalt ist deutlich die Zwiespältige. Sie zeigt ein schönes Gesicht einerseits, andererseits ein häßliches mit Eisenzähnen. Sie hat Gänsefüße, was auf die Verwandlungsgestalt des Vogels weist, dann wieder badet sie als Schlange in einer Höhle. Bald ist sie bösartig, bald gutartig, säugt mit ihren langen, über die Schultern herabhängenden Brüsten die Kinder. Sie erregt Feuersbrünste in den Häusern, erteilt aber auch den Segen zum Löschen des Brandes. Sie greift unmittelbar ins Brauchtum ein. Man ruft sie mit Mistelzweigen als Ehevermittlerin an. Sie bäckt Brot, spielt die Rolle des Gaben verteilenden Weihnachtskinds und zieht um diese Zeit mit dem Geschen und mit Glöckchen von Haus zu Haus und teilt Geschenke aus. Sie wird mit Spindel und Rocken gesehen, belohnt die fleißigen und bestraft die

¹⁶⁾ Sie gewinnt ihre Jungfräulichkeit immer wieder zurück, was ein der mythischen Überlieferung geläufiger Zug ist. Bezeichnend ist, daß die Erste Richter in Liebesangelegenheiten ist (15).

¹⁷⁾ Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 11, Nr. 12.

faulen Spinnerinnen. In winterlichen Umzügen tritt sie als Schreckgestalt auf. Burschen verkleiden sich als Tante Arie. Aus allem ist ersichtlich, daß es sich um eine Gestalt aus dem Holle = Berchta = Kreise handelt.

Zum Schlusse soll eine Fischjungfrau=Sage den Bedeutungsrichwund erweisen, der sich darin äußert, daß an Stelle e i n e r Gestalt viele auftreten, daß diese mit keiner Handlung mehr verknüpft sind, sondern lediglich bildhaft wirken.

Seejungfer. Mündlich aus Swinemünde¹⁸⁾. Auf See sehen die Schiffer oft Seejungfern, die sind oben anzusehen wie Frauen, aber unterwärts geht ihr Leib in einen schuppigen Fischschwanz aus. Wenn so recht schöner Sonnenschein ist, kommen sie aus der Flut hervor und kämmen ihr langes Haar, kommen auch wohl zuweilen an Bord des Schiffes; allein sie werden diesen auch oft gefährlich, denn wenn sie so in großen Scharen gegen dieselben andrängen, ist es wohl schon geschehen, daß sie eins umgeworfen haben und die ganze Mannschaft hat ertrinken müssen. Zuweilen sieht man sie auch in Wassern auf dem Lande, das ist namentlich häufig der Fall in dem Graben an der Hohlbrücke bei Swinemünde. Dort sieht man eine Seejungfer in rotem Gewande sitzen, die klatscht fröhlich in die Hände und lacht laut auf vor Freuden, wenn ein Mensch über die Brücke daherkommt.

Wer dem Gange dieser Untersuchung gefolgt ist, wird erkennen, daß diese „Sage“ keine „primitive“, aus allgemein menschlicher Naturbegeisterung erwachsene Ausgangsform ist. Von diesen mit sentimentalem Pinself gemalten kraftlosen dämonischen Wesen gibt es keinen Aufstiege zu den mit einem bestimmten Geschick ausgestatteten Gestalten eines gegliederten Saggutes.

Quellennachweis.

1. Altpreussische Monatschrift, Königsberg, 3 (1866) 329, Nr. 7 b.
2. R. Barfisch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, 1, 276, Nr. 364, 2.
3. W. Busch, Ut über Welt, S. 129, Nr. 32.
4. Le Conservateur, ed. Bridel, 12, 135.
5. C. Decurtius, Näturroman. Chrestomathie, 2, 145, Nr. 17.
6. M. Delrio, Disquisitionum magicarum libri sex, Lovanii 1599, 2, 12, § 10 (Grimm, Deutsche Sagen Nr. 13).
7. E. Franz, Der Schlangentanz, S. 112, Mecklenbg. Sage nach Woffidlo Nr. 11.
8. N. v. Freisauß, Salzburger Volksagen: 1: S. 136; 2: S. 205; 3: S. 233; 4: S. 559; 5: S. 577; 6: S. 579.
9. G. Gräber, Sagen aus Ärinten: 1: S. 130, Nr. 157; 2: S. 147, Nr. 189; 3: S. 149, Nr. 191; 4: S. 150, Nr. 192; 5: S. 151, Nr. 195; 6: S. 152, Nr. 196; 7: S. 152, Nr. 197; 8: S. 153, Nr. 198; 9: S. 158, Nr. 203.
10. H. N. Grimm, Buchbinder in Burgdorff anno 1723, Kleine Schweizer Chronik oder Geschichtsbuch, darinnen enthalten alles dasjenige, so ein Liebhaber der Schweizer Historien zu wissen vonnöten hat, S. 166.
11. J. Jegerlehner, Was die Sennen erzählen, S. 134, Riborrey und seine Tochter.
12. J. Krainz, Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochland: 1: S. 191, Nr. 146; 2: S. 194, Nr. 148.

¹⁸⁾ G. Hoffmann-Krayer, Die „Tante Arie“: Zf. d. V. f. V. Berlin 25 (1915) 116 ff.

13. N. Rubin u. W. Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche; 1: S. 9, Nr. 9; 2: S. 9, Nr. 10; 3: S. 23, Nr. 29, Nr. 30; 4: S. 45, Nr. 47; 5: S. 121, Nr. 138; 6: S. 153, Nr. 176; 7: S. 200, Nr. 223; 8: S. 201, Nr. 224; 9: S. 240, Nr. 268.
14. Kuoni, Sagen des Kantons St. Gallen: 1: S. 14; 2: S. 42; 3: S. 96; 4: S. 185; 5: S. 232; 6: S. 253; 7: S. 256.
15. „Lanzelet“ des Ulrich von Jagzhoven, v. 7844 ff.
16. Lütolf, Sagen aus den fünf Orten, Luzern 1862, S. 61.
17. N. Meiche, Sagen des Königreichs Sachsen, S. 577, Nr. 720.
18. E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben: 1: S. 6, Nr. 4, 1; 2: S. 8, Nr. 4, 2; 3: S. 10, Nr. 4, 3; 4: S. 26, Nr. 17; 5: S. 26, Nr. 18; 6: S. 30, Nr. 23; 7: S. 31, Nr. 25; 8: S. 33, Nr. 28; 9: S. 33, Nr. 29; 10: S. 34, Nr. 30; 11: S. 35, Nr. 31; 12: S. 35, Nr. 32; 13: S. 40, Nr. 41; 14: S. 42, Nr. 45; 15: S. 52, Nr. 61; 16: S. 310, Nr. 359; 17: S. 30, Nr. 22.
19. O. Meifinger, Kleine Beiträge aus Baden, S' Wanggarte-Grätle.
20. Mones Anzeiger für die Kunde des deutschen Mittelalters, 7, 475, Nr. 596.
21. A. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, Nr. 597.
22. G. Bröhle, Harzjagen, 2. Aufl.: 1: S. 201, Nr. 204; 2: S. 65, Nr. 102.
23. E. L. Rochholz, Naturmythen: 1: S. 160; 2: S. 161.
24. E. L. Rochholz, Schweizer Sagen a. d. Aargau: 1: 1, 234; 2: 1, 248; 3: 1, 285.
25. G. Schambach-W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Nr. 118.
26. Schweizer Archiv für Volkskunde: 1: 2, 3; 2: 3, 142.
27. E. Sommer, Sagen und Märchen aus Sachsen und Thüringen, Nr. 16.
28. Stebler, Ob den Heidenreben, Zürich 1901, S. 71.
29. O. Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz, Nr. 10, Der Schneider und der Schab.
30. M. Toppfen, Aberglauben aus Masuren, Danzig 1867, S. 132.
31. J. W. Walbafor, Die Ehre des Herzogtums Crain, 1689, 3, 543.
32. C. Wefenstein, Wendische Sagen, Märchen, Gebräuche, S. 251, Nr. 18.
33. Th. Vernalafen, Alpensagen, Nr. 54, Nr. 123.
34. Th. Vernalafen, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich: 1: S. 124, Dörfel; 2: S. 124, Weitenberg; 3: S. 135, Weißkirchen; 4: S. 139, Thynau; 5: S. 140, Schatzberg bei Jglau; 6: S. 146, Schloß Teufob.
35. Walliser Sagen, Sitten 1872; 1: S. 129; Brig 1907: 2: Nr. 33.
36. M. Wisjchel, Sagen aus Thüringen, 2, 60, Nr. 71.
37. J. Zapf, Der Sagenkreis des Fichtelgebirges, 2. Aufl., S. 24.
38. Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, 2 (1855), 255.

Großstadt-Volkskunde?

Von Edmund M u d r a k, Wien.

In immer kürzeren Zeitabständen wird der Ruf nach einer Volkskunde der Stadt und im besonderen der Großstadt erhoben.¹⁾ Der Volkskunde wird dabei oft der Vorwurf gemacht, daß sie ausschließlich Volkskunde der Bauern und damit einseitig sei. Sie schließe so einen sehr

¹⁾ W. E. Beudert, Volkskunde des Proletariats, I. Aufgang der proletarischen Kultur. Breslau 1931; Leopold Schmidt, Wiener Volkskunde, Wien 1940, Seite 11 f.; vergleiche ferner Luz Madensen, Gedanken zur Großstadt-Volkskunde, NS-Monatshefte 1934, Seite 719 ff., sowie die bei S. Fhme, Der Volksbegriff der deutschen Volkskunde in seiner geschichtlichen Entwicklung (Halle 1939), zusammengestellten Äußerungen von Max Humpf.

großen Teil des Volkes von der Betrachtung aus und schaffe einen Gegensatz zwischen Land- und Stadtvolk. Tatsächlich wurde andererseits auch betont, Volkskunde habe ausschließlich Bauernkunde zu sein.²⁾

Das Streben, auch die Stadt in den Bereich der Volkskunde aufzunehmen, ergab sich zunächst aus bestimmten Auffassungen vom Wesen der Volkskunde, und die ersten Versuche auf diesem Gebiete sind deutlich von ihnen beeinflusst. Denn diese Auffassungen setzen mit der Erklärung ein, Volkskunde sei die „Kunde vom Volke“. In der Erkenntnis, daß damit in Wahrheit nichts erklärt wird und daß die Erforschung des Volkstumes in seinem ganzen Umfange niemals Gegenstand der Volkskunde gewesen ist, wurde dann eine Einschränkung versucht, wobei die Auffassung, Volk im Sinne der Volkskunde sei die Unterschicht, das „vulgus in populo“, besonders nachhaltige Wirkungen gezeitigt hat.³⁾ Diese Auffassung ist heute zwar grundsätzlich überwunden, aber ihre tatsächliche Wirksamkeit ist damit noch keineswegs beendet. Wer aber Volkskunde in diesem Sinne auffaßt, für den ist die Einbeziehung des Großstadtvolkes in ihre Arbeit allerdings selbstverständlich. Das ergibt sich schon aus der bei der Aufstellung jener Theorie freilich nicht beachteten Tatsache, daß es im geistigen, seelischen Sinne auf dem Lande, bei den Bauern, eine Unterschicht nicht gibt, da gerade dort eine weitgehende Kulturgemeinschaft auch zwischen den gesellschaftlich verschiedenen, untereinander durch starke Bande verbundenen Schichten besteht. Diese Verhältnisse liegen in der industrialisierten Stadt grundsätzlich anders, und wer Volkskunde auf eine Unterschicht, dieses Wort im kulturhaften Sinne verstanden, beschränken will, muß von Rechts wegen gerade in der Stadt beginnen, es sei denn, daß er das gesamte Bauerntum in Wausch und Bogen als Unterschicht betrachtet, der dann die „Oberschicht“ städtischer Kreise gegenüberstehe.

In Wahrheit ist die Volkskunde einen anderen Weg gegangen, und das erklärt sich aus den Grundlagen ihrer Entstehung. Noch bevor es den Ausdruck Volkskunde in seinem heute gültigen Anwendungsbereiche gegeben hat, gab es eine Volkskunde im sachlichen Sinne des Wortes. Sehen wir von den ersten Wegbereitern ab, die als Vorläufer noch nicht eine Erforschung des Volkstumes im wissenschaftlichen Sinne unternommen haben, so beginnt die Volkskunde mit der Tätigkeit der Brüder Grimm. Diese gingen von dem bewußten Streben aus, die Bedeutung der ganz allgemein unterschätzten volkseigenen Kultur von der frühesten Vergangenheit an bis in die Gegenwart zu erkunden und ihren Wert der

²⁾ E. S. Meyer, Deutsche Volkskunde (1898) S. IV; Julius Schwietering, Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde. Deutsche Vierteljahrschrift 1927, S. 763 ff.

³⁾ Eduard Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft, Zürich 1902. Aus dieser Begriffsbestimmung sowie aus der an anderer Stelle (Hess. Bl. f. Bl. 1903, S. 66) abgegebenen Äußerung über die „Volksseele“, die nicht produziere, sondern lediglich reproduziere, in der also dem Volke jede schöpferische Kraft abgesprochen wird, ergibt sich die Einstellung der liberalistischen Volkskundeforschung zu ihrem Arbeitsgebiete.

Mitwelt vor Augen zu stellen.⁴⁾ So unterjuchten sie, ausgehend vom deutschen Altertum, das gesamte Geistesleben des Volkes, und verfolgten Vorstellungen und Erscheinungen aus der frühesten Vergangenheit bis zu den Zuständen ihrer Gegenwart. Ihre Arbeiten setzten bei zwei Polen gleichzeitig ein, da sie einerseits mit der Ausschöpfung der ältesten Zeugnisse für die Feststellung der Zustände und Grundlagen auf so wesentlichen Gebieten wie dem der volkseigenen Weltanschauung oder des Rechtes begannen, anderseits aber in ihren Sammlungen der Märchen und Sagen einen Querschnitt durch die noch lebendige Volksüberlieferung gaben. Das Ergebnis waren weite Ausblicke auf alle Gebiete der geistigen Volkskultur, zu deren Erforschung ein großer Plan fertig ausgearbeitet vorlag.⁵⁾ Die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart ließen sie aber niemals aus den Augen, wie ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der Sprachgeschichte, aber auch die Anlage der „Deutschen Mythologie“ und die Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen zeigen.

Damit war ein Vergleich zwischen den frühesten wissenschaftlich erreichbaren und den Zuständen der Gegenwart ermöglicht. Eine historische Vertiefung der Volkskunde war gewonnen, die durch die bloße Sammlung des Stoffes allein, wie er der lebenden Volksüberlieferung entnommen wird, niemals erreicht werden kann.⁶⁾ Anderseits ergibt sich so ein eindrucksvolles Bild von der beharrenden Kraft der Überlieferung, die in ihrem Wesen unverändert außerordentlich große Zeiträume überdauert. Gerade von dieser Seite her lernen wir erst die Bedeutung der Überlieferungsgemeinschaft ermessen. Denn Überlieferung gedeiht nicht unter allen Umständen. Sie setzt Träger voraus, die in einer festen weltanschaulichen und gesellschaftlichen Gemeinschaft stehen und deren Bindungen verhaftet sind. Ganz abgesehen davon, daß wir durch den Ausbau der geschichtlichen Betrachtungsweise der Brüder Grimm in Verbindung mit systematischem, umfassendem Vergleiche in der Lage sind, innerhalb des volkstümlichen Kulturgutes alte und junge Schichten zu unterscheiden, wissen wir auch, was die gewachsene Gemeinschaft mit ihrem allgemein verbindlichen Denken und Wollen, mit ihrer gemeinsamen weltanschaulichen Haltung für die Bewahrung der Kulturgüter bedeutet, die wir als Schöpfung des eigenen Volkstumes betrachten dürfen. Diese Schöpfungen sind in ihrer Eigenart nicht zufällig geworden, sondern gehen auf eine geistige Anlage zurück, die in unmittelbarem Zusammenhange mit den russischen Voraussetzungen des Volkstumes steht.⁷⁾

⁴⁾ Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, S. XLI: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben.“

⁵⁾ Jakob Grimm, Kleinere Schriften, Bd. VII, S. 593 f.

⁶⁾ Darum geht der Vorwurf H. Shmes, a. a. O., S. 42, fehl, die Brüder Grimm hätten die Volkskunde lebensfremd gemacht, die ein Teil der Altertumskunde geworden sei, statt Erforschung der Gegenwart zu sein. Denn nur durch die von ihnen erzielte Vertiefung war eine Orientierung unter den Erscheinungen der Gegenwart möglich.

⁷⁾ Karl v. Spieß, Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur, Berlin 1934, S. 81; S. 9.

Es ist somit geschichtlich begründet, daß die Volkskunde bestimmte Erscheinungen innerhalb des Volkslebens zunächst zum Gegenstande ihrer Betrachtungen machte. Sie mußte diese aber dort suchen, wo sie zu finden, wo also Überlieferung und ihre Träger vorhanden waren. Ist in der Zwischenzeit auch der Gesichtskreis der Volkskunde wesentlich erweitert worden, so ist trotz der dadurch sich ergebenden Vielfalt der Erscheinungen verschiedenster Herkunft niemals der Gedanke völlig untergegangen, daß die Volkskunde die als Erbe angestammte Kultur- und Geisteswelt vor allem festzustellen und damit auch das geistige Wesen des Volkstumes selbst zu untersuchen habe. Gerade die oben angeführten, von den Brüdern Grimm angebahnten Grundsätze haben nach entsprechender Ausbildung und Verfeinerung die Möglichkeit gegeben, die Fehlerquellen aufzuzeigen, denen die völkerkundlich beeinflusste Forschung mit ihrem Glauben an allgemein menschliche Primitivität zum Opfer gefallen war, so daß sie die Dinge auf den Kopf stellte und nachweisbare Fremdererscheinungen als älteste Schicht der volkseigenen Kultur ansah.^{7a)}

Wer das Volk in seiner Eigenschaft als Überlieferungsgemeinschaft⁸⁾ mit einem festen, weltanschaulich bedingten, geistigen Erbbesitz betrachtet, treibt nach der jetzt doch zum Durchbruche gekommenen Erkenntnis der rassistischen Gebundenheit der Geistesanlagen wahrhafte Volkskunde. Seine Aufgabe ist zunächst, alle Erscheinungen vorbehaltlos festzustellen, dann aber das Vorgefundene nach Wesen und Herkunft zu untersuchen und Eigen- und Lehngut zu scheiden. Es ist dabei nicht an dem, daß bei solchem Verfahren der eine oder andere Teil des Volkes ausgeschlossen werden dürfte. Dort freilich, wo kein Anteil an Überlieferung vorliegt, die kennzeichnendes Merkmal der Volkskultur ist, hört das Arbeitsgebiet der Volkskunde auf.

Über diese Grundsätze muß man sich klar sein, wenn man die Frage nach Notwendigkeit und Berechtigung, aber auch nach Aufgaben und Zielen einer Großstadt-Volkskunde stellt. Wer Volkskunde als Kunde einer Unterschicht ansah, also als Angelegenheit von sozial und bildungsmäßig tief stehenden Schichten, der konnte und mußte eine Volkskunde des Proletariates fordern und versuchen, wie das vor nicht allzulanger Zeit, allerdings ohne Erfolg, geschehen ist.⁹⁾ Der Aufbruch des deutschen Volkes hat nunmehr den Begriff des Proletariates verschwinden lassen und an seine Stelle den einzig möglichen der Volksgemeinschaft mit ihrer organischen Gliederung gesetzt. Damit sind zwar bestimmte Unterschiede zwischen Stadt und Land keineswegs aufgehoben worden; es geht indes nicht an, daß man eine Volkskunde nach den besonderen Voraussetzun-

^{7a)} Siehe dazu Mudrak, Grundlagen des Regenwahnes. Leipzig 1934. S. 27 ff.; S. 37 f.

⁸⁾ Die Volkskunde betrachtet das Volk in seiner Eigenschaft als „Traditionsgemeinschaft“: R. Stavenhagen, Kritische Gänge in die Volkstheorie, Miga 1936, S. 26. Sieh auch L. Mackensen, Volkskunde in der Entscheidung, Tübingen 1937, S. 5.

⁹⁾ Der 1931 erschienene I. Band von Peuckerts „Volkskunde des Proletariates“ ist nicht nur der einzige geblieben, sondern hält auch das im Untertitel gegebene Versprechen, den „Aufgang der proletarischen Kultur“ zu zeigen, auch nicht andeutungsweise ein.

gen des flachen Landes und eine andere nach denen der Stadt betreibt. Aufgaben und Ziele der Volkskunde, wie sie oben umrissen wurden, können überall nur dieselben sein, und wir können nur untersuchen, wie weit die Stadt einerseits, das flache Land andererseits an den von ihr zu untersuchenden Erscheinungen Anteil hat. Eine besondere Volkskunde aufzubauen, die grundsätzlich nach Ziel und Methode auf das Stadtvolk zugeschnitten ist, wäre von vornherein ein Unding. Eine richtig verstandene Volkskunde wird auch in der Stadt ein reiches Arbeitsgebiet vorfinden. Wir müssen dabei allerdings wissen, was wir unter Stadt zu verstehen haben. Es handelt sich dabei nicht um formale Voraussetzungen, wie sie durch die Einbeziehung ländlicher Gebiete mit überlieferungsgebundener Bauernbevölkerung in das Gebiet der Städte geschaffen wurden. Was durch die Betrachtung der dort vorgefundenen Erscheinungen an Ergebnissen gewonnen wird, hat mit einer Großstadt-Volkskunde nichts zu tun. Denn eine solche Volkskunde gewinnt ihren Sinn ja nur von den durch das Stadtleben als solches bedingten Erscheinungen. Dagegen wird eine Großstadt-Volkskunde, die in ihrem Wesen doch dasselbe sein muß wie eine Bauern-Volkskunde, auch auf ihrem Gebiete nach geistigem Erbgute zu suchen haben. Wie jede Volkskunde wird sie sich auch mit gesunkenem Kulturgute befassen müssen. Die Trennung zwischen Kulturkunde und Volkskunde ist allerdings gerade in der Großstadt besonders schwer. Der Unterschied liegt hier darin, daß beim Landvolke der überlieferte Kern an Eigengut wesentlich stärker hervortritt, so daß auch das Lehngut voll an ihn angeglichen wird und äußerlich, in seinen Erscheinungsformen, von ihm nicht mehr getrennt werden kann. In der Großstadt ist dieser Kern nicht mehr geistiger Mittelpunkt und hat überdies zum Teile bereits andere Formen angenommen, wie denn überhaupt der Gegensatz zwischen Hochkultur und Volkskultur in der Stadt zum Teile durch Übergänge stark gemildert ist. Das hängt damit zusammen, daß die Stadt von ihren ersten Anfängen an viel größeren Anteil an der Hochkultur hat als das flache Land, so daß die gesamte Bevölkerung in deren Wirkungsbereich mit einbezogen wurde.

Wesentlich wird auch auf dem Gebiete der Großstadt für die Volkskunde die Feststellung des Erbes sein, wobei wir diesen Begriff allerdings nicht etwa in dem Sinne auffassen dürfen, daß wir als Erbe ohne Unterschied seiner Herkunft und seines Wesens das gesamte Gut verstehen, das sich dort zu bestimmter Zeit vorfindet oder das Einwanderer bei ihrem Einzuge mitbringen. Wir wissen dagegen, daß die Stadt von ihren Anfängen her an dem wirklichen Erbbesitze im oben dargelegten Sinne durchaus Anteil hat, wenngleich sich in den Erscheinungsformen unter dem Einflusse anderer Strömungen weitgehende Änderungen vollzogen haben. Wir brauchen aber nur an die Rolle zu denken, die volkseitige Überlieferung in der Hochkunst der Stadt etwa an der Wende von Mittelalter und Neuzeit gespielt hat,¹⁰⁾ oder an die Gemeinschaften der Stadt,

¹⁰⁾ Der Einfluß der Überlieferungswelt auf die Stadtkunst ist von Carl v. Spiess an zahlreichen Beispielen gezeigt worden, siehe besonders „Marksteine der Volkskunst“ I, Berlin 1937.

wie Gilden, Zünfte¹¹⁾ und andere Körperschaften mit ihrer großen Bedeutung für ein auch in der Stadt gedeihendes Brauchtum, das in seinem Wesen und von seinen Anfängen her aus derselben Wurzel stammt wie das des Landvolkes. Es wird nicht immer leicht sein, die Reste dieses Eigengutes aufzuzeigen, aber es ist auch nicht zu verkennen, daß in vielen Fällen altes Gut neu gestaltet wird, und vieles an unseren Festbräuchen, besonders des Weihnachtskreises, hat Züge aus unmittelbarer Volksüberlieferung bewahrt und zum Teile aus ihr neu gewonnen.

Von der oben dargestellten Auffassung vom Wesen der Volkskunde her ist auch die Möglichkeit zu beurteilen, in der Stadt einen nur ihr eigenen „Neuwuchs“ festzustellen. Das ist in dem Sinne unmöglich, daß etwa aus den Voraussetzungen der Stadt allein wirkliche aufbauende Neubildungen auf dem Gebiete der Volkskultur entstehen. Vieles, was als solche angesprochen wurde, müssen wir vom Standpunkte einer echten Volkskultur her als ausgesprochene Fehlerscheinungen bezeichnen, wie Auswüchse der Unterhaltung und der Mode, die überdies ebenso wie die internationale Erscheinung des Sportes ihren Platz nicht im Rahmen der Volkskunde, sondern der Kulturkunde zu finden haben, in die unter anderem auch Rolle und Einfluß des Judentums gehören. Dennoch werden wir in gewissem Sinne auch von Neuwuchs sprechen können. Dabei ist vor allem an die in ihrer Bedeutung gar nicht zu überschätzende Rolle der Bewegung zu denken, die mit ihren Grundsätzen das gesamte Leben des Volkes durchdringt. Wie aber der Nationalsozialismus überhaupt auf den gegebenen Grundlagen des Volkstumes aufbaut, bringt er diese auch in seiner Lebensgestaltung zum Ausdruck. Als Hauptgebiet seien nur Fest und Feier und ihre Bedeutung für das Volksleben genannt, und es sei daran erinnert, daß grundsätzlich bei der Gestaltung an die überlieferten, brauchwürdigen Formen angeknüpft wird oder daß doch die Neuformung aus ihrem Geiste erwächst.¹²⁾

Zusammenfassend ist zu sagen, daß echte Volkskunde an den Grenzen von Stadt und Land nicht Halt macht und daß es eine Bauern- und eine Stadt-Volkskunde in dem Sinne, daß beiden in ihrem Wesen verschiedene Aufgabengebiete und Ziele zugewiesen würden, nicht geben kann. Aufgabe der Volkskunde ist es, überall dort mit ihrer Arbeit einzusetzen, wo gemeinschaftsgebundene Erscheinungen vorhanden sind, diese auf ihr Wesen und ihre Herkunft zu untersuchen, und so Erb- und Lehngut festzustellen und alten Volksbesitz zu würdigen. Gewiß wird sie auf dem Lande im allgemeinen eine weit größere Fülle von ererbtem, eigenständigem Überlieferungsgute feststellen können, obwohl wesentliche Erscheinungen — ganz abgesehen von der Mundart — wie selbst Märchen

¹¹⁾ Zur Herkunft und Bedeutung der Gilde siehe Rudraß „Zur Frage eines deutschen Rechtes“, Zeitschrift „Rasse“, 1936, S. 1 ff. Im übrigen sei auf die Bedeutung der Zünfte als Brauchtumsträger verwiesen, die einer eingehenden Untersuchung würdig wäre.

¹²⁾ In diesem Zusammenhange sei vor allem die N.S.-Gemeinschaft Adß. genannt, die in einer ganzen Reihe von Festen auf brauchwürdiger Grundlage beruhende praktische Hinweise für die Gestaltung der wichtigsten Feste gibt.

und Sage auch in der Stadt zu finden sind, wenn man nur richtig nach ihnen sucht.¹³⁾ Auf diese Weise kann die Volkskunde auf ihrem Gebiete mit daran arbeiten, auch in der Großstadt die geistige Verbundenheit zu zeigen und zu verstärken, die trotz allen Unterschieden auch zwischen Stadt- und Landvolk besteht und ohne die es eine Volksgemeinschaft nicht geben kann.¹⁴⁾

Die Ofenbäuerin aus dem Mühlviertel.

Von Albert Frank, Grein a. d. Donau.

Breithüftig und hochragend steht am Durchgange zum Raume XXIV des Museums für Volkskunde in Wien eine stattliche Bäuerin in ihrer altösterreichischen Tracht. Vielfältig und umfangreich der schwarze Rock, den eine weiße Schürze vorne deckt. Den achtunggebietenden Oberkörper umschließt ein grünes, im Viereck ausgeschnittenes Leibchen mit einem schwarzen Brust-einsatz, über dem sich eine Schnurdurchziehung spannt. Die weißen, lockeren Ärmel, mit einer Krause endigend, werden über den Handgelenken mit schwarzen Bändchen zusammengehalten. Über dem schwarzen Flortüchel um den Hals schaut recht freundlich-selbstbewußt das rundliche Gesicht entgegen, umrahmt von dem schwarzen, straffgebundenen Kopftuche. Auf dem Haupt trägt sie einen schön geflochtenen Henkelkorb, aus dem gelbgrüne Äpfel und blaue Weintrauben heraus schauen. Den linken Arm hat die Bäuerin grazios halb erhoben, zum Schutze gegen ein Schwanken des Korbes. Die rechte Hand, die ein Taschentuch hält, stützt sich auf die massive Hüfte. Unter dem recht fußfreien Rock kommen ein paar stramme, weißbestrumpfte Weine zum Vorschein, die in einem Paar nicht zu kleiner Halbschuhe stecken. Und diese üppige, ländliche Herbstschöne kann wohl recht heiß machen. Denn sie ist eigentlich ein Stubenofen. Heute entfernt, war auf der Rückseite dieser Figur an einem Heizungsansatz eine Feuerungstüre, durch welche der Ofen geheizt wurde.

Die Tracht der Bäuerin entspricht nach zeitgenössischen Bildern jener in der Mitte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im unteren Mühlviertel getragenen und ist daher auch die Entstehung des Ofens für diese Zeit anzunehmen.

Die Ausführung der Figur geht weit über die Handwerksfertigkeit eines ländlichen Hafners hinaus und zeigt in der Freiheit der Auffassung, in der Durchbildung der Formen und in der Natürlichkeit der Bewegtheit die Hand eines tüchtigen Plastikers.

¹³⁾ Siehe z. B. Dr. E. Zentner-Starzacher, Ein Wiener Märchen vom Goldvogel Rhönig. Wr. Zf. f. Wf. XLV, S. 1 ff.

¹⁴⁾ Die Unterschiede, die sich aus den verschiedenen Voraussetzungen und Lebensbedingungen von Stadt und Land auch im volkskundlichen Sinne ergeben, werden sich selbstverständlich niemals verwischen lassen, und mit einer Gleichsetzung von Stadt und Land (Schmidt, Wiener Volkskunde, S. 11) ist es nicht getan, weil einer solchen Gleichsetzung die tatsächlichen Gegebenheiten nicht entsprechen. Wohl aber kann das Verbindende durch entsprechende Untersuchung aufgedeckt und das Trennende zurückgedrängt werden.

Der Einfall, einen Ofen in einer so eigenartigen und launigen Erscheinung zu gestalten, hat auch schon schriftstellerische Aufmerksamkeit erregt. Im Jahre 1924 hat Laurenz Gerner in der Arbeiterzeitung einen kleinen Aufsatz über diesen Ofen mit einer Abbildung veröffentlicht. In diesem Aufsatz wird die Bäuerin ausdrücklich als „aus der Greiner Gegend“ stammend bezeichnet. Diese Herkunftsbezeichnung hat mich interessiert und ich habe mich bemüht, nachzuforschen, aus welchem Teile der Greiner Gegend dieser Ofen wohl stammen dürfte. Seitens der Direktion des Volkskundemuseums in Wien wurde mir damals mitgeteilt, daß dieser Ofen aus dem Besitze des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand stammte, der ihn wohl an Ort und Stelle durch einen seiner Einkäufer erworben haben dürfte. Eine nähere Bezeichnung seines ursprünglichen Standortes sei nicht ersichtlich. Auf Grund dieser Auskunft konnte ich damals, nachdem ich festgestellt hatte, daß der Gerichtsbezirk Grein für einen Standort dieses Ofens nicht in Betracht käme, durch das freundliche Entgegenkommen des Kunsthistorikers und Keramikspezialisten Ritter Alfred Walcher von Moltheim die Anregung erhalten, in der Gegend von Windhag oder Münzbach im Gerichtsbezirke Berg nachzuforschen, da dort aus altem Burgen- und Klosterbesitze irgendetwelche Einrichtungsüberreste sich vielleicht erhalten haben könnten. Meine Nachforschungen an diesen beiden Orten haben nun ergeben, daß unser Ofen schon „seit Menschengedenken“ in dem „Adam- (auch Altam-) Hause“ in Münzbach Nr. 26 im Lanzaale des dort untergebrachten Gasthauses Rorninger als Monumentalschmuck hinter einem zierlichen Einfassungsgitter gestanden ist. Da der Ofen bereits schadhaft war — es war die Kopftragleist der Bäuerin abgeschlagen worden — und viel Brennholz benötigte, verkaufte ihn im Jahre 1906 der damalige Besitzer des Hauses Sebastian Grillenberger mit zwei anderen alten Kachelöfen an den Antiquitätenhändler Rogler in Enns um den Preis von 24 Kronen, wobei unser Ofen mit 10 Kronen eingeschätzt worden ist. Von diesem Antiquitätenhändler dürfte dann der Ofen in den wertvollen Sammlerbesitz des Erzherzogs ge-



Die Ofenbäuerin aus Münzbach.
Museum für Volkskunde, Wien.

kommen sein, aus welchem er später in die Sammlung des Volkskundemuseums zu Sammlungsnummer 35.876 gelangte.

Der Korb mit den Früchten auf dem Haupte der Bäuerin dürfte entweder durch den Antiquitätenhändler Rogler oder über Auftrag des Erzherzogs neu hinzugekommen sein. Dafür spricht, daß in der Gegend von Münzbach Weinbau nicht vorkommt, also die Bäuerin der dortigen Gegend eine nicht landesübliche Frucht kaum in ihrem Erntekorb tragen würde. Weiters konnte ich durch einwandfreie Zeugen feststellen, daß an ihrem alten Standorte die Bäuerin vor der Beschädigung ein Holzschaff auf dem Kopfe trug, wie dies unter der Mühlabiertel Bevölkerung heute noch zum Transport von Milch oder Wasser üblich ist.

Außer den erwähnten beiden mitverkauften alten Kachelöfen zeichnet sich das Adamsshaus in Münzbach auch dadurch aus, daß im ersten Stockwerke die Fensteröffnungen mit schönen Gitterkörben versehen sind und der Tanzsaal eine alte geschnitzte Holzdecke besitzt.

Erwähnt mag noch werden, daß die Ofenbäuerin seinerzeit unter dem Namen „die Annamirl“ eine Sehenswürdigkeit von Münzbach war, die von „weit und breit“ von Fremden aufgesucht wurde.

Der Markt Münzbach ist schon 1141 urkundlich genannt und stand zuletzt unter dem Herrschaftsbesitze des dortigen Dominikanerklosters, welches 1664 gegründet und 1784 aufgehoben worden war.

Brizentaler Hochzeitsbrauchtum.

Von Anton Schipflinger, Hopfgarten.

Das Heiraten ist keine Kleinigkeit; werden doch alle Gründe, die für und wider die Heirat sprechen, sorgsam geprüft. Grad so mir nichts, dir nichts springt ein echter Bua nicht in den Ehestand. Wenn es einer tut, so muß er die hantige Suppe, die er sich eingebracht hat, selber auslöffeln und kann dabei an seine Nachlässigkeit denken. Daher ist das Kennenlernen schon eine Sache für sich. Das „Fensterln geh'n“ hat seinen notwendigen Zweck. Hier lernt er sein Diandl in allen Eigenschaften kennen, hier erfährt er ihr Urteil und ihren Stolz, wenn er „ogschlipft“ ist. Jeden Tag in der Woche gehen die Bestimmten, je nach ihrer Eigenschaft, Fensterln. Folgende Reihenfolge ist im Brizental üblich:

Montag: d'Heiratfrager.
 Dienstag: d'Krapfenbacher.
 Mittwoch: d'Wurmig'n.
 Donnerstag: d'Loadeg'n.
 Freitag: d'Froateg'n.
 Samstag: d'Leimstbttler.
 Sonntag: geht alls.

Kommt der Bua zu seinem Diandl, dann gehts aufi auf d' Labn und er macht einen Klopfer an das Fenster seines Schazes. Stundenlange Zwiegespräche werden am Fenster gehalten, bei denen alles mögliche besprochen

wird. — Macht ein Mädchen einem Gaßler nicht auf, dann schallen statt Liebesworte Gaßlreime zum Fenster hinauf.

A Sprung übas Gaßl,
an Fucheta drauf,
an Klopfa ans Fensterl,
scheans Diandl, mach auf.

Diandl, mach auf
und tua mi einhilass'n.
Laß mi nit lang wart'n
auf der kalten Straß'n.

Diandl, sei nit so stolz,
bei Bettstatt is a grad aus Holz
oder is mit Gold und Silber b'schlag'n;
la mi a bißl zuechi frag'n.

Lixbosch'n, Lixbosch'n,
megst nit a bißl Schnapfl kost'n.

Ein anderer Gaßler macht es kürzer. Er singt dem Diandl einen Bierzeiler:

Ruffi übas Voatal,
zuechi min Ania,
an Klopfa ans Fensterl,
geh, scheans Diandl, schau außa zu mia.

Wenn nun eine ihr Fenster nicht aufmacht und recht hochmütig tut, so kann sie es haben, daß ihr ein spöttisches Gaßllied gesungen wird, welches als Drohung das berühmte Sterzinger Moos anführt. Der Schluß eines von diesen Gaßlliedern lautet:

. . . drum legt mans auf d' Eisenbahn,
d' Schiach'n hintendran.
Keman nit weita bloß,
als ins Sterzinger Moos.

Nach dem Egartmah, wenn die Kirschen zeitig werden, da ladet der Vua das Diandl ein, zu ihm um Kirschen zu kommen. Er singt:

Heua geits decht a mal Kersch'n a,
heua bleib'ns decht a mal drun.
Kimmst a mal Diandl,
brock i dirs Fischeal voi un.

Oft entbrennen zwischen den Burschen Streitigkeiten, die durch ein Zwiderpiel des Diandls entstehen. Besonders dann geht es heiß her, wenn zwei Burschen das gleiche Diandl haben möchten. Derjenige, der zum Nachgeben kommt, denkt sich: „A andre Mutter hat a scheane Töchter.“ Er versucht sein Glück bei einer anderen. Solche Liebschaften dauern oft viele Jahre. Denn erst, wenn die realen Verhältnisse es gestatten, wird geheiratet.

Erscheint ein Vua mit der „Seinig'n“ bei den „Spielleuten“, so hat er die Verpflichtung, seinem Diandl die Beche zu zahlen, dabei darf er nicht „gnau“ sein, im Gegenteil, mehr großzügig und etwas „aufgegaht“ sein.



Auch ist es Sitte, dem Diandl zu gewissen Zeiten, Namenstag, Ostern und zu Weihnachten ein kleines Geschenk zu geben. Die Gegengabe besteht meistens aus einem Tabakbeutel. Zu Weihnachten geben sie sich auch den „Schearstz“ gegenseitig.

Kann ein junger Mann zwanzig Traidhiesel, Sense, Rechen und Eisenfedern auf einmal tragen, dann darf er heiraten — er ist heiratsfähig; er besitzt die Kraft, für eine Familie das Brot zu verdienen. — Der Bua im Mahd, das Diandl im Bad; so soll der Altersunterschied zwischen dem Buam und dem Diandl sein. Dieser Altersunterschied wurde früher sehr oft beobachtet.

Ist die Heirat vereinbart, so folgen gleich die ersten Vorbereitungen. Beim Tischler wird der Watsam angeschafft; die finanzielle Frage, das Erbteil, wird geregelt, falls dadurch dem Bräutigam Vorteile entstehen sollten.

Sind die Vorbereitungen entsprechend weit gediehen, so geht man zum Pfarrer „an Handschlag“ (Brautexamen). In Söll wird geschossen, wenn das Brautpaar den Pfarrhof verläßt vom „Handschlag geh'n“. Für das Schießen bekommen die Schützen beim Wirt ein Essen, welches das Brautpaar zahlt.

Wird das Brautpaar zum erstenmal „verkündt“, dann fahren sie an diesem Sonntag nach auswärts. Zwischen dem dreimaligen Verkünden — man nennt diese Zeit die „Breitschaft“ — gehen die Brautleute zu den nächsten Verwandten, bringen ihnen ein kleines Geschenk, meistens von „an Gwand eppas“, wofür sie wieder eine Gegengabe erhalten. Bei diesem Gang laden sie Leute zur Hochzeit ein.

Am letzten Verkündtag müssen die Brautleute in ihrer Gemeinde zur Kirche gehen.

Die Woche vor der Hochzeit ist die Woche der Grunacht und des Watsamführens. Die Grunacht findet am Donnerstag vor dem letzten Verkündsonntag im Hause der Braut statt und kann nur dann stattfinden, wenn die Braut keine „Hoamatttrag“ (Besitzerin eines Hofes) ist. Den Watsam führt man am Samstag in der letzten Brautwoche in das Haus des Bräutigams.

Bekannte Musikanten und Sänger werden vom Brautvater gedungen. Der Schnaps darf nicht fehlen. Als Musikinstrument wird meistens eine Ziehharmonika und eine Harfe gebraucht, manchmal auch Zither und Gitarre. Ist die Musik im Gang, dann wird mit dem Tanz begonnen. Geladen werden zu der Grunacht die näheren und weiteren Nachbarn und Verwandte der Braut. Der Bräutigam kommt erst dann zur Grunacht, wenn man mittendrin ist.

Braut und Bräutigam müssen auch den „Brauttanz“ tanzen. Wenn der Brauttanz getanzt wird, darf sonst niemand tanzen. Bei der Hochzeit muß dieser Tanz wiederholt werden. Er wird jedesmal dreimal getanzt.

Die Grunacht ist eine Abschiedsfeier der Braut. In wenigen Tagen verläßt sie das Elternhaus, zieht in ein neues Haus, in einen neuen Hausstand. Dieses Abschiednehmen wird von der ganzen Nachbarschaft mitempfunden und mitgefeiert. Dieser Abschied darf nicht ein trauriger sein, sondern man freut sich über das Glück der Braut. Mit tiefster Freude verläßt die Braut ihr „Hoam“ und zieht in das Haus des Bräutigams, um mit diesem gemeinsam eine neue „Hoam“ zu gründen, mit ihm zu schaffen, zu sorgen und an den Freuden gemeinsamen Anteil zu nehmen.

Am Samstag wird Watsam g'führt. Einen Teil der Pferde und Männer dingt die Braut und einen Teil der Bräutigam. Nachbarn, die ein Pferd haben,

werden zum Watsam führen gefragt. Als Mitfahrer gehen meistens ledige Burschen; wenn keine Burschen bei dem gefragten Nachbarn sind, dann auch Ehemänner. Das, was die Braut als Watsam und in Geld bekommt, nennt man die „Kußfestsichtigung“.

In aller Frühe dieses Tages wird es im Hause der Braut lebendig. Die Watsamführer sind da und beginnen die Einrichtung auf das Fuhrwerk zu schaffen (meistens auf den Schlitten, denn im Winter werden die meisten Hochzeiten abgehalten). Die Pferde sind schön gepuht, das Rossgeschirr glänzt, und ein Tarboschen mit vielen bunten Bändern wird auf den Kummel gesteckt. Wenn der Watsam auf dem Schlitten (im Sommer auf dem Wagen) ist, dann ladet die Brautmutter die Watsamführer zu einem Frühstück ein. Unterdessen trifft auch der Bräutigam ein.

Vor dem Abfahren wird noch Schnaps gefaßt, denn die Watsamführer müssen jedem, der ihnen begegnet „3' Trink'n“ geben. Dies bringt Glück für das Brautpaar. Es werden auch manchmal Stangen „bigmacht“. Die Watsamführer müssen halten und erst, wenn alle von ihrem Schnaps „3' Trink'n“ gegeben haben, wird die Stange entfernt.

Nach dem Watsam kommt die Brautkuß, die ein Verwandter der Braut führt.

Den Abschluß bildet das Brautpaar. Sie haben auch Schnaps bei sich und geben auch jedermann „3' Trink'n“; dafür wünschen ihnen die Leute viel Glück.

In Hopfgarten kam es vor etlichen Jahren zu einem alten Brauche, der wohl lange Zeit nicht mehr geübt und seither nicht mehr ausgeführt wurde. Es war das Spielen einer Begebenheit aus dem Leben der Brautleute, bzw. des Brautvaters. Die Spieler dieser Begebenheit gingen in der Mitte der Watsamführer und sangen in gewissen Abständen ein „subdigs“ Lied. Die beiden unerwünschten Mitgänger waren verkleidet und waren ein Mann und ein Weib. Der Mann trug eine Krage, das Weib einen Korb. Aus dem Korb der Frau schaute ein Kufsummet und anderes altes Zeug heraus; auf der Krage befanden sich ein Melkschexter, ein Melkstuhl und andere äplerische Gegenstände. Eine Tafel auf der Krage trug folgendes Verslein:

Mia hamb foa Ros,
mia hamb foan Wag'n.
Mia müass'n insan Watsam
selba trag'n.

Dieses Spiel bezog sich auf eine Durchfahrt durch das Feld des Brautvaters, die dieser nicht gestattete. Der Spott blieb nicht aus. Früher oder später kommt die Gelegenheit der Rückgabe.

Im Hause des Bräutigams erhalten die Watsamführer einen kräftigen Mittag, Muas und etwas „Wachnes“ kommt auf den Tisch, und an Vor- und Zuspeisen darf kein Mangel sein.

„Rechte“ Hochzeiten sind im Brigental fast ganz verschwunden. Nur hier und da findet noch eine statt. Durch die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse der Nachkriegszeit wurde das Abhalten einer „recht'n“ Bauernhochzeit zu teuer. Mit dem Aufhören solcher Bauernhochzeiten sind viele Bräuche und Sitten ausgestorben. Es gibt keine Hochzeitsklader, keine Ladreime und anderes mehr nicht mehr. In der benachbarten Wildschönau werden noch öfters große Bauernhochzeiten abgehalten, wo die Teilnehmerzahl über 100 beträgt.

Der Tag der Hochzeit ist da. Am Montag nach dem letzten Verkünd-sonntag ist die Hochzeit. Fahren die Brautleute nach auswärts, zu einem Wallfahrtsort, so ist die Hochzeit in der Frühe oder beim Wallfahrtsort, sonst um 8 Uhr.

Die Brautleute kommen im Wirtshaus zusammen, wo sie den fröhlichen Teil der Hochzeit abhalten. Von dort gehen sie in die Kirche. Voraus geht die Hochzeitsmusik (heute wohl selten); es folgen die Hochzeitsbuam, die geladenen Männer, die Brautleute, Trauzeugen, Altmütter, die Hochzeitsdirndln und den Schluß bilden die geladenen Frauen.

Die Eltern der Brautleute nehmen an der Hochzeit nicht teil. Die Mutter nimmt nie teil, der Vater muß, wenn er teilnimmt, zu hinterst gehen.

Bei der Hochzeit sollen die Brautleute geweihtes Brot im Sacke haben. Dies soll für das Zusammenhalten in der Ehe förderlich sein.

Wie das Ringl „unhigeht“, so ist es im Ehestand der Brautleute. Geht es „hoch“ an den Finger, so werden viele trübe und unglückliche Stunden sein, geht es „leicht“ an den Finger, dann wird es ein guter Ehestand sein.

Den Abschluß der kirchlichen Feier bildet das Hochzeitswein- oder Johannesweintrinken am Altare. Die Brautleute trinken dreimal, die übrigen einmal.

Verlassen die Brautleute die Kirche, warten vor der Kirchthüre zwei Vurschen, die die Braut stehen. Unter vielen „Zuhil“ gehen sie mit der Braut in ein Wirtshaus, essen und trinken nicht zu wenig, und wenn der Bräutigam seine Braut wieder haben will, so muß er die Beche der Braut und der Brautstehler bezahlen.

Im Wirtshaus, wo die fröhliche Feier der Hochzeit stattfindet, gibt es nach der Trauung eine Morgensuppe und später, gegen Mittag, das Hochzeitsmahl.

Manchmal kommt es auch vor, daß nach der Hochzeit den Brautleuten auf der „Kirchgasse“ etwas aus ihrem vergangenen Leben gespielt wird. Da kommen oft unbekannte Sachen an das Licht.

Die Hochzeitsbuam tragen den Hut mit Federn und Blumen geschmückt, die Hochzeitsdirndln tragen den Kranz. Der Führer der Buam ist ein Bruder der Braut; er muß sorgen, daß jeder Buam ein Dirndl zum Tanzen bekommt.

Der Buam muß dem Diandl so viel zahlen, daß sie das noch herausbringt, was sie der Braut weist. Der Hochzeitsbuam muß dem Bräutigam weisen. Das kommt dem Hochzeitsbuam nicht billig, denn dazu kommt noch das „über's Gäßl geah'n“, von einem Wirtshaus in das andere gehen, wo sein Dirndl mitgeht.

Die Männer und Frauen, die an der Hochzeit teilnehmen, tragen ein Myrthensträußlein am Rock. So auch der Bräutigam und die Braut, die auch das Kranztl trägt.

Wenn bei einer Hochzeit geschossen wird, deuten es viele als ein schlechtes Zeichen; sie sagen: „'s wird das Glück verschossen.“

Kommen die Brautleute von der Hochzeit nach Hause, werden sie festlich empfangen. Die Braut wird „in das Haus g'führt“.

Am ersten Tag nach der Hochzeit wird die Braut in den Hausstand ihres Bräutigams eingeführt. An diesem Tage gibt es zu Mittag die „Hausknödel“ und am Abend ein Krautmus, welches die junge Bäuerin kochen muß und bei Tisch die Waidirnen mit dem Essen beginnen muß.

Die beliebtesten Zeiten für Hochzeiten sind Lichtmeß, Fasching und Ostern. Wenn zwei Eheleute nicht mehr „derschaff'n“ und sie tun „auseinander“, so wird der Braut beim Wegführen des Watsfams (sollte der Mann „zuichgeheiratet“ haben, so diesem) eine Buchmusik gemacht. Man nimmt Vockhörner, Deckel und Kübel und macht damit Lärm, man begleitet den Watsfam. Manchmal passen die Buchmusikanten an geeigneten Stellen und machen dort ihr Ständchen. Daß zwei Eheleute auseinander tun, kommt sehr selten vor, denn die gesunde Ansicht über die Ehe, die im bäuerlichen Kreise herrscht, übt schon bei der Wahl der Braut seine Kraft aus. Auch wäre es eine nie tilgbare Schande, wenn der Watsfam mit der Buchmusik zurückgeführt würde.

Literatur der Volkskunde.

Giulio Fara: *L'Anima della Sardegna, La Musica tradizionale*, herausgegeben vom Comitato Nazionale Italiano per le Arti Popolari, 1940, 191 S.

Der Verf. legt das Ergebnis seiner 35jährigen Erforschung der sardischen Volksmusik vor, über die er 21 Abhandlungen veröffentlicht hat, in denen er sie mit der anderer Länder, insbesondere Spaniens und Afrikas, verglich. Viele Abbildungen veranschaulichen die Instrumente, die zum Teil nur noch als Kinderpielzeug im Gebrauche stehen, vom Strohhalm, in den eine vibrierende Zunge geschnitten ist und dem durchbohrten Aprikosenkern, bis zu den mit Trommel verbundenen oder aus drei ungleich langen Röhren bestehenden Flöten wird ihre Anwendung technisch musikalisch erklärt und ihr Ursprung verfolgt, der meist in Nordafrika liegt, aus dem ja die Sarden in vorgeschichtlicher Zeit eingewandert sein dürften: Dabei hält sich der Verf. frei von der Neigung, alle Übereinstimmungen durch Traditionen zu erklären und gibt der selbständigen Entstehung des Gleichartigen unter gleichen Voraussetzungen ihr Recht. Dies trifft insbesondere bei diesem meerabgeschiedenen Volke und seinem Lieblingsinstrument, der dreiteiligen Flöte, zu. Ein vergleichendes Bild zeigt den Schnitt der Flöte in fünf verschiedenen Grundformen in Afrika, Ungarn, Sardinien. In 108 Notenbeispielen werden Kaufrufe der Milch- und Fischhändler, Wiegenlieder, Kinder- und Kirchenfänge, Liebes- und Tanzlieder mit vielen Textproben wiedergegeben. Glaubhaft ist seine Darstellung, daß beim Tanze die Flötenbegleitung älter ist als das Tanzlied. Auch beim mehrstimmigen Gesange besteht keine echte Polyphonie, in der jede Stimme ihre eigene Melodie verfolgt. Die Texte sind oft zu sinnlosen Silbensolgen abgeschwächt. Bei Schilderung der Totenklage tritt der Verf. gleich anderen sardischen Schriftstellern der durch die eingehende Darstellung der romantischen Bräuche und ihrer Beziehung auf die Blutrache entstehenden Mißdeutung entgegen, als ob die bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts lebendigen Sitten heute noch allgemein wären. Der ursprünglich wilde Musikcharakter, der oft gleich den korsischen *voceri* dem Rachttrieb Ausdruck gab, ist vielfach so abgeschwächt, daß der Text von Wiegenliedern ihm unterlegt wird. Nur ausnahmsweise ist die Totenklage ein bezahlter weiblicher Beruf. Sonst obliegt

sie den nächsten Verwandten. Schwermut beherrscht die Volksmusik, namentlich bei den Bewohnern der Ebene.

E. Prettenhofer.

Valentin Ostermann: *La Vita in Friuli, usi costumi credenco popolari, im Rahmen der Arti e Tradizioni popolari d'Italia*, 2. Auflage, besorgt von Giuf. Vidossi, 2 Bde., 538 S. Udine 1940.

Der 1904 verstorbene Verfasser, der aus Gemona stammte, hat mit Fleiß aus eigenen Wahrnehmungen, aus Überlieferungen, aus dem spärlichen Schrifttum, aus Stadtrechten und Prozeßakten seit dem Mittelalter eine reiche Fülle von Daten aus allen Gebieten des Volkslebens zusammengetragen, hat aber seinen gewaltigen Stoff wenig durchgeistigt. Um dieser Fundgrube willen hat G. Vidossi eine 2. Ausgabe des Werkes besorgt und in zahlreichen, wertvollen Anmerkungen auf das neuere Schrifttum und die Verbreitung vieler dieser Bräuche außerhalb Triauls hingewiesen. Der Verf. hat die örtlichen Verschiedenheiten in seinem teils hochalpinen, teils der Tiefebene angehörigen Arbeitsgebiete und in der Hügelzone sowie den kleinen Slawensiedlungen am Natifone und an der Nefia berücksichtigt, läßt aber die Feststellung vermissen, was von den geschichtlich belegten Verhältnissen noch in der Gegenwart fortlebt. Auf allen behandelten Gebieten nimmt der Volksaberglaube einen breiten Raum ein, der Verf. liefert geradezu ein Nachschlagewerk für diesen, dessen Gebrauch die alphabetische Darstellung der an Pflanzen, Tiere, Krankheiten sich knüpfenden Bräuche und die kalendarische der um die Heiligentage sich rankenden erleichtert. Viele Lieder und Sprichwörter sind im Dialekt wiedergegeben, zum Teil auch die herkömmlichen Wechselreden bei der Heirat. Eine Besonderheit bildet das stundenlange Einsperren des Bräutigams in einem Stalle beim Schluß des Hochzeitsmahles, das Versöhnungsritual der Brautleute, das Schwingen von Feuerbränden zu Ehren der einzeln namhaft gemachten Mädchen am Abend des Dorfheiligen. Besonders ausführlich werden die an den Mond geknüpften Bräuche, der auf Edelsteine und Schatzgräberei bezügliche Aberglaube, der Liebeszauber, die Blumensprache, die Nase zum Locken und Scheuchen der Haustiere, die Rechtsgewohnheiten behandelt.

E. Prettenhofer.

Agel Olrik und Hans Ellekilde: *Nordens Gudeberden*. 1.—7. Heft. Bisher 560 S. mit über 250 Abb. Kopenhagen G. E. C. Gads Verlag 1932—1940.

Aus dem Nachlaß N. Olriks ging unter den Händen seines pietätvollen Mitarbeiters ein Werk hervor, das für die Volksforschung inhaltlich und quellenmäßig von besonderer Bedeutung ist. Man findet hier den Denkmälerbestand des Nordens einmal in einer volkskundlichen Gesamtchau vereint, die dank den beigegebenen Lichtbildern jedermann in die Lage versetzt, sich von Gegenstand und Umwelt der Glaubensvorstellungen, die das Volk in alter und neuer Zeit an sie knüpfte, eine anschauliche Vorstellung zu machen. Es ist nur zu wünschen, daß eine deutsche Ausgabe auch den geistigen Gehalt des Werkes und die reichlichen darin angezogenen älteren und neueren Berichte einem breiteren Kreise zugänglich mache. Das Werk behandelt die vorgeschichtlichen Glaubensvorstellungen und ihre Entlehnung zu den Finnen und Lappen; weiters den heimatlichen Brauch des Nordens, der mit der vorchristlichen Welt so stetig wie nirgendwo anders verbunden erscheint. Das gilt so von den

Elfenmühlen, kultisch betreuten Findlingsblöcken, von Schutzbäumen und menschlichen Gestalten des Volksglaubens, den Hausgeistern, Schicksalsfrauen, wie den Schutzmitteln in Haus und Hof, Kultstätten und anderem mehr. Die vorz. trefflich ausgewählten Hinweisen auf das Schrifttum einbegleitete Arbeit wird nun wohl in Wälde ihren ergebnisreichen Abschluß finden. Hdt.

Gustav Jungbauer: Sudeten- und karpatische deutsche Volkskunde. Aus: Das Sudetendeutschtum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Herausgegeben v. G. Pirchan, W. Weizsäcker, G. Zatschek. S. 503—566. N. N. Rohrer, Brünn o. J.

J. behandelt nach Kennzeichnung einiger stammesmäßiger Züge des Sudetendeutschtums häuerliche Haltung und Lebensauffassung in mehr allgemeiner Art, geht beim religiösen Leben vornehmlich auf die Sprachinseldeutschen ein und erörtert am eingehendsten die geistige Volkskunde, dem folgenden Siedlung und Haus; Tracht und Volkskunst dagegen mehr beiläufig. Die Einwirkung Wiens und des tschechoslowakischen Staatsrahmens — heute von den Ereignissen überholt — wird mehr soziologisch kritisiert. Im ganzen wird Nachdenkliches über das Sudetendeutschtum gesagt, wer es in seiner Eigenprägung erfassen will, wird erst einmal zu Emil Lehmanns älteren Arbeiten greifen müssen. Hdt.

Henry Koehn: Die Nordfriesischen Inseln. Die Entwicklung ihrer Landschaft und die Geschichte ihres Volkstums. Mit Beiträgen von C. Häberlin, J. Ledjen u. G. Warnecke. XVIII u. 195 S. mit 150 Tafeln. Friedrichsen, Hamburg 1939.

Dies Buch ist eine richtige Lebensgeschichte des nordfriesischen Inselbereichs. Die Schicksale seiner Bevölkerung entrollt uns Koehn von den ältesten Tagen her bis auf die Gegenwart. Von besonderem Interesse ist das Werden des Siedelbodens im Zuge der mühsam erkämpften Eindeichung, die dem angepaßte Agrarverfassung und der Einblick in die vornehm ausgestattete Häuslichkeit, die Ausdruck hart errungener Seßhaftigkeit nach gefahrvollen Schiffsfahrten ist, deren Rolle im Leben der Inselbewohner gebührend berücksichtigt erscheint. Ebenfalls übersichtliche Darstellung die Bewahrung alter Rechtsitten und althergebrachter Bräuche im Jahreslauf. Das Erzählgut hätte gegenständlich etwas ausführlicher dargeboten werden können. Hdt.

Kultur und Rasse (Otto Neche zum 60. Geburtstag). Herausgegeben von Michael Hefch und Günther Spannaus. 428 S., 138 Abb., 7 Karten. München, J. F. Lehmann, 1939.

Aus der reichen Fülle der dargebrachten Arbeiten seien als belangreich für die Volksforschung hervorgehoben: Die Übersicht über die rassenkundlichen Erhebungen des Instituts für Rassen- und Völkerkunde an der Universität Leipzig (N. Grau) und die über den Stand der rassenkundlichen Untersuchungen in der Ostmark (E. Geyer), ferner Grundrissliches zur rassen- und erbbiologischen Ausrichtung der Erziehungswissenschaft (M. Gyd) und über Aufgaben der geschichtlichen Rassen-seelenkunde (N. v. Hoff), über das staufische Mittertum als Auslese germanischen Bauernblutes (M. Gelbof), über biologische Auffassung und Sippenpflege (mit Bezug auf die geistige Auslese von Pfarrersfamilien) (M.

Mjoen), endlich über Wildrinderjagd in Osteuropa (F. Richter) und den Lasso in Afrika (G. Lindblom). Das hohe Alter des von N. Tadenberg veröffentlichten Doppeljochs, das neuzeitlichen in Ostfranken am nächsten kommt, ist zu bezweifeln. § d t.

Günther Franz: Deutsches Bauerntum. Band I: Mittelalter. Band II: Neuzeit. (In Germanenrechte N. F. Abt. Bauerntum.) Herausgegeben in Verbindung mit der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“ vom deutsch-rechtlichen Institut der Universität Bonn. Weimar, Verlag Hermann Böhlau's Nachfolger, 1939/40. Bd. I 346 S., Bd. II 318 S.

Das vorliegende Werk ist als Lesebuch für „bauerngeschichtliche Übungen historischer, juristischer und landwirtschaftlicher Seminare“ gedacht und bringt im I. Band für diesen Zweck 144, im 2. Band 110 ausgewählte, zum größten Teil vollständige Abdrucke von Quellenbelegen, Urkunden, Weistümern, Gesetzen, Streitschriften, Zeitungsartikeln u. a. m. von den ersten Nachrichten über den Ackerbau der Germanen bis 1933. Das Reichsgebiet ist ziemlich gleichmäßig berücksichtigt; es wurden auch verschiedene volksdeutsche Gebiete außerhalb der Reichsgrenzen einbezogen. Die bäuerlichen Verhältnisse vor 1848 sind ihrer geschichtlichen Bedeutsamkeit gemäß eingehender behandelt (100 Stück) als die letzten 85 Jahre bis zur Erlassung des Reichserbhofgesetzes (10 Stück).

Die Volkskunde kann sowohl aus den erstmalig veröffentlichten Stücken, als auch aus den Neuabdrucken interessante Belege für die Geistes- und Charakterhaltung, weiters für das Erbrecht und Sippengefühl des Bauerntums ebenso gewinnen, wie gelegentliche Nachweise der geforderten landwirtschaftlichen Arbeitsleistungen der Hörigen und Buschaltern, auch über einzelne Sachgüter der Volkskunde; in dieser Sicht versagt freilich der kurze Sachweiser des Werkes, der die volkskundliche Auswertbarkeit des Quellenstoffes nicht berücksichtigt.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß dieses mit kurzen Schrifttumsnachweisen ausgestattete Werk schwer erreichbares und weiterstreutes Quellenmaterial in gediegener Ausgabe zugänglich macht. N u e r.

Berichtigung.

zum Aufsatz „Tattermann und Brunnentürke“ (S. v. S. I ff.).

Prof. Felix Günther legt als Verfasser des obigen Aufsatzes Wert auf die Feststellung, daß auch das Kärntner Heimatmuseum in Klagenfurt einen Brunnentürken besitzt; es ist der aus Wiederweg im Gurktal.

Es soll ferner richtig heißen: S. 3 Z. 11 v. u. „1938“ statt „1838“; S. 4, 3. Abf. Z. 3 v. u. „schwäbische“ statt „schwäbisch“; ebenda 4. Abf. Z. 4 Fluchtbereitschaft“ statt „Fluchtbereitschaft“; ebenda 3. 3 v. u. „Calixt“ statt „Calixt“; S. 5, Z. 2 „Lavantale“ statt „Lavaantale“; ebenda 3. 8. v. u. „Kopfform“ statt „Kopfform“; ebenda 3. 3 v. u. ergänze „das“ vor „Kopfbruststück“; S. 6, 2. Abf. Z. 3 „Kruzifixus“ statt „Kruzifixius“; ebenda 2. Abf. Z. 9 v. u. „alle“ statt „allen“.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Volkstümliche Schauspiele in Krimml (Salzburg).

Von Arthur Haberlandt, Wien, nach einem Juni 1939 gehaltenen Vortrag.

In dem weitgesteckten Bereich der Volkskunde nimmt die Volksspielforschung einen nicht unerheblichen Raum ein. Verfolgt man die Veröffentlichungen der letzten Jahre, so gewahrt man zwei Arbeitsrichtungen hiebei im Vordergrund: die Bestandaufnahme und Wiedergabe von — meist geistlichen — Spielen in textkritischer Festlegung und die Bearbeitung der archivalischen Quellen und Belege zwecks literatur- und kulturgeschichtlicher Einordnung der Spiellandschaften. Volksforschung bedeutet das eigentlich nicht, wenn auch diese Arbeiten ihr wichtige Bausteine beibringen. Was zu volkswundlicher Schau nottut, ist Erkenntnis von Art und Wesen der Spieler, Festlegung ihrer hergebrachten Spielweise und Ermittlung des geistigen Eigenwuchses, auf den sich das Spielerbe im Volke gründet. Meinen Bemerkungen zum volkstümlichen Gehalt eines Nikolausspieles, wie es in der Krimml überliefert ist (vgl. diese Zeitschrift Jg. 43 [1938], S. 87 ff.), habe ich in diesem Sinne einige biographische Angaben über die führenden Persönlichkeiten der dort seit den 90er Jahren bekannt gewordenen Spielergemeinschaft und einige Betrachtungen zur Geistigkeit der Spielüberlieferung anzufügen. Schließlich soll diese selbst mit der Wiedergabe von zwei Spielen zum Worte kommen, deren eines allerdings einem folgenden Jahrgang vorbehalten bleiben muß.

Wie schon von W. Hein im I. Jg. (1895) der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ festgestellt, war das geistige Haupt der Krimmler Spieler bis um die Jahrhundertwende Rupert Wechselberger: Berchtentänzer, Spruchsprecher, Spielleiter, Unterhaltungsjäger, Bergführer, Mineraliensammler in einer Person.

Seinem jugendlichen Anverwandten Peter Wechselberger waren die weiblichen Rollen (Bäurin im Hexenspiel, Mami im Bettelrichter- oder Hexen-Nachspiel) anvertraut, außerdem waren ein Franz Kaserer und ein Maximilian Ströll, sowie der Bergführer Johann Scharr in diese Spielgemeinschaft einbezogen, deren seinerzeitige Auflösung durch Einrückung einiger Spieler zum Militärdienst wohl nur eine vorübergehende Erscheinung war. Hat doch die Familie des Klammerbauern, von der noch die Rede sein wird, an dieser Überlieferung gleichfalls, und zwar stetigen Anteil bis auf die neueste Zeit bewahrt.

Über den Lebenslauf des R. Wechselberger verdanke ich dessen natürlichem Sohn Peter Lechner, der jetzt noch als ein guter Sechziger

in der Krimml lebt, die im Nachstehenden verwerteten Angaben, die sich auch noch auf seine eigene Lebensart beziehen (Abb. 1—2).

Rupert Wechselberger war ein Sohn des Peter Wechselberger, vulgo Wörtlbauer, in Krimml. Die Familie soll ursprünglich — vor langer Zeit — aus dem Zillertal eingewandert sein. Er wurde am 23. September 1848 in Krimml geboren und war auf dem Wörtlanwesen in der Landwirtschaft tätig, im Sommer viele Jahre als Senner auf der Schaitwezerl(?)-Alm bei Krimml. Von Jugend auf war er ein sehr guter Eißschütze, besondere Vorliebe hatte er für das Berchtentanzn, Schuhplattln usw., ferner für Gesang und Musik. Er war in damaliger Zeit als Gitarrespieler und Sänger weitem bekannt,



Abb. 1. Rupert Wechselberger
(nach einem älteren Lichtbild).



Abb. 2. Peter Lechner
(Aufn. v. Herdt 1938).

so auch als Komiker, Gelegenheitsdichter und — wie dem beigelegt sei — als Hochzeitsbitter und Spruchsprecher bei Hochzeiten. (Der letzte von ihm verwendete Hochzeitsladestock, ein behelfsmäßig aus Weichholz mit dem Messer gerundeter Stab, an den einige farbige Zeugstreifen aufgebunden sind, befindet sich nun im Wiener Volkskundemuseum.) Seine Gedichte und Lieder schrieb Wechselberger in ein Büchlein; er schrieb auch Sagen, und zwar in einer sehr urwüchsigen Fassung nieder, wie er sie auf den Almen gehört haben mochte, so die von einem wilden Stier im Greifswald im Nchental, vom Schahhütenden Bauern auf der Reichen Spiz, von den drei Frauen ohne Kopf auf der Gerlosplatte am Krimmler Tauern und vom spottend jauchzenden Bösen ebendort. Mit ihrer ursprünglichen Ausdrucksweise dürften sie

die Vorlage für die von R. D. Wagner: Pinzgauer Sagen (Bundesverlag, Wien 1925), S. 35 f., 49 f., 84 f., 131 mitgeteilten Stücke sein oder aus der gleichen Quelle stammen.

Die erste von ihm bekannt gewordene Niederschrift des Hexenspiels weist als Datum am Ende den 1. April 1889 auf. Außer den weiter unten vermerkten Spielen, deren Texte ihm als Spielleiter geläufig waren, soll er selbst ein kurzes Stück „Die Schleiferbande im Hochgebirge“ verfaßt haben, zu dem wie bei den übrigen Spielen Holzarben verwendet wurden. In seiner letzten Lebenszeit beschäftigte sich Wechselberger vorzugsweise mit Mineralienhandel und lebte in einem Haus im Nachbarort Wald, wo er sich angekauft hatte. Am 6. Jänner 1926, nach der Großperchten-Nacht ist der alte Perchtentänzer verstorben und liegt am Friedhof in Wald begraben.

Von sich selber sagt der Peter Lechner, daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt. Auch äußerlich in seiner gedrungenen Erscheinung und im Gesichtsschnitt seinem Vater ähnlich, betätigte er sich zeitlebens gleich diesem recht vielseitig als Perchten- und Tresterertänzer, Spielleiter, Spruchsprecher und Reimdichter und erwarb auch sonstiges heimatkundliches Interesse. So gut er beim Perchtenspringen die althergebrachten Heiðesprüche hersagte, wenn sie ihrer drei oder vier in der Winternacht zu den Bauern von Hof zu Hof gingen, sorgte er für Unterhaltung auf Hochzeiten und war bei abendlichen Veranstaltungen der Sommergäste ein beliebter Humorist. Von seinen „Gedichten“, meist Sprüchlein auf ein Brautpaar, hat er an die vierzig säuberlich sich in ein Büchlein eingetragen. Die auf hergebrachten Formeln aufgebauten Texte wirken gesungenermaßen ganz anmutig. Auch eine spätromantisch stilisierte Verherrlichung des Krimmler Wasserfalls hat L. in Verse gefaßt, daneben ulkige Geschichten wie die vom Globus mit der schiefen Achse, die vom Schulinspektor vermeintlich beanstandet wird. Der Nachbarpott verlegt sie bezeichnenderweise in das tirolische Brigental. Weitere Reimereien erzählen vom Bäuerlein, das sich im Datum seiner gerichtlichen Ladung um ein Jahr verlesen hat, vom Bauern in Stadt Salzburg, der das Links- und Rechtsgehen auf der Salzachbrücke mit dem am linken und rechten Ufer zusammenwirft und ewig nicht hinüber kommt; ein örtliches Vorkommnis verulkt die Geschichte von der Naschkatz im Melkkübel, eine andere den Autounfall eines Amerikaners in Zell a. See. Lechner betätigt sich auch als Maskenschnitzer. Gegenüber der klaren Einfachheit und herben Strenge des Schnittes der alten Masken ist seine Technik eine mehr bastlerische und es wirken die Gesichter in ihrem karrikaturhaft gewandelten Ausdruck wie in

ihrer sozusagen auf Schminke im Bühnenlicht abgestimmten Fassung schon theatralisch übersteigert. Er selbst hat dabei ein ganz richtiges feines Empfinden für das hohe Können, das an den alten Masken aufscheint (Abb. 3—4).

Als Spielleiter setzte er die Tätigkeit seines Vaters mit dem Aufführen überlieferter Texte fort. Dazu mögen gelegentlich neuere Bearbeitungen gekommen sein. Sicher hat die Spielerschaft auch vom Schulleiter Kai und vom Ortsgeistlichen dramaturgischen Zuspruch und Eingriff erfahren. Von einem der letzteren wird noch der Name berichtet; es ist ein Ordensgeistlicher, ein gewisser P. Hölzl gewesen.



Abb. 3—4. Holzlarven für das Faustuspiel, Soldatenspiel und andere. Geschnitten und gefasst von Peter Lechner, Krimml. (Mus. f. Volkst., Wien.)

Als Spieler war Lechner jedenfalls ganz in seinem Element. Als Schwerkrriegsinvalidler gleichwohl noch ein rüstiger Sechziger mit ergraute'm Schnurrbart in frisch gerötetem Gesicht und klarblickenden graublauen Augen wurde er allsgleich lebendig, als ich im Oktober 1938 beim Hinansteigen über einen herbftlich vergilbten Wiesenhang zu einem seiner Spielfkameraden, dem Klammerbauern in Oberkrimml, die Rede auf das Hexenspiel brachte. „Das Hexenspiel“, sagte er ein wenig stehenbleibend, mit kräftiger Betonung, „ist das schönste Spiel“ und packte, einige Eingangverse herfagend, seine Erinnerungen daran

wie überhaupt an das Spielen in alten Tagen aus. In seiner Kindheit war er stark beeindruckt von Erzählungen, die abends in den Stuben die Runde machten, Sagen und Berichte, da und dort habe es geklopft und damit ein kommender Todesfall sich angekündigt und dergleichen mehr. Dann schildert er das winterliche Stubenspiel nach alter Art, das alt und jung im eingeschnittenen Dörflein versammelte. Ein Leinölfunferl, wohl eines jener Glaslämpchen auf sanduhrförmig geschnitztem Holzfuß, wie sie im Pinzgau seit alters verbreitet waren, warf vom Tischfuß einer geräumigen dazu ausersehenen Bauernstube spärlichen und unsicheren Schein in den Ofenwinkel, in den die Spieler von der Tür weg sich stellten, nachdem sie ziemlich Eintritt geheischt hatten. Der Vorläufer trat dann vor und sprach: Meine lieben Leut', stellt euch auf die Seit', weil ich meine Decken aufbreiten will, wir brauchen den Boden zu unserm Spiel! Ganz der Erinnerung anheimgegeben, nahm L. den Hut zierlich ab, machte einen Kratzfuß und sagte den Spruch, setzte wieder auf und wiederholte die Verneigung, schlug sich aufspringend auf den rechten Hinterbacken, um dann mit einer Halbrechtswendung, die recht Hand ans Ohr gelegt, dem Publikum die Gebärde des Zuhorchens nach dem Spielort hin zu weisen.

Der Weg führte uns, wie gesagt, zum Klammbauern, eigentlich zum Bauern Franz Klammer, vulgo Lindlbauer, dessen Vater es war, der die Verbindung der Krimmler Spielüberlieferung mit der Bretttau im Mhrntal, wenn schon nicht schuf, so doch seinerseits bekräftigte. Er war ursprünglich in der Bretttau daheim, hatte aber als Sägewerksarbeiter in der oberen Krimml Verdienst gefunden und sich schließlich im Jahre 1886 den Lindlhof erwirtschaftet. Diese siedlungsmäßige Verbindung der Krimml über die Birnlücke hinweg nach der Bretttau ist eigentlich naturgegeben. Der Alpbetrieb wie auch der Saumverkehr ließ die Bergler allenthalben über die Föcher hinüber miteinander engere Verbindung halten als mit den „Tölberern“. Bei der Krimml kommt hinzu, daß ihr in sanfter Lehne ansteigender Gebirgskessel bis auf einen schmalen Durchlaß zwischen derben, an die Krimmler Ache herantretenden Felsspornen gegen den weiteren Verlauf des Pinzgau weitgehend abgeriegelt ist.

Der Klammerbauer wirtschaftet auf dem Lindlhof nun auch schon als hoher Vierziger. Er war und ist bei jedem Spiel gern dabei, seiner Frau sind nun die weiblichen Rollen übertragen, die früher — ein bezeichnender brauchmäßiger Zug der älteren Spielgemeinschaft — ausschließlich Männern anvertraut waren.

Der Klammerbauerbater soll es gewesen sein, der aus der Pretttau außer holzgeschnitzten Larven auch ein Stück der Spielüberlieferung mitgebracht hat. Noch lebt auch in diesem Familienkreis die Erinnerung daran fort, daß sogar vom Kärntnischen her Spielertrupps das Pustertal durchzogen, um in seinen einschichtigen Gemeinden anzufragen, ob dieses oder jenes Spiel genehm sei und welchen Zuspruch es haben werde, worauf die Einladung Hof um Hof umging ¹⁾. Darüber wird eine Erforschung des Pustertals mehr Licht verbreiten.

Sicher ist, daß das Kupferbergbauggebiet des Mhrntals ein altes Pflegegebiet des Volksschauspiels war und daß sich hiebei Brücken zu den übrigen tirolischen Bergbaugebieten, zumal nach Schwarz und auch nach Süddeutschland hin schlagen lassen ²⁾.

Mehr als bisher in der literaturgeschichtlichen Verfolgung dieser Spiele muß dabei aber die Dramatik des Volksbrauches berücksichtigt werden, die mit ihnen in Verbindung trat; nur so ist ihr geistiges Gehaben zu erfassen, das irgendwie noch den wurzelhaften Anfängen des klassischen Dramas wesensverwandt ist. Anhaltspunkte und einen geschichtlichen Maßstab hiefür sehe ich in der Überlieferung des dem Pinzgau benachbarten Wixentales, wo für den Umkreis der Stadt Ritzbühel der dortige Leiter des Heimatmuseums Herr E. G. M o s e r aus den alten Stadtrechnungen sehr aufschlußreiche Vermerke ausgezogen hat. Ihre Veröffentlichung erfolgt in gesonderter Bearbeitung als selbständige Mitteilung. (S. S. 118 ff.)

Da bei der Tafelne auf dem Fochberg gegen den Pinzgau zu (Paß Thurn) ein eigenes Tanzhaus bestand und hieselbst vermutlich auf der heute noch Tanzörl benannten Almkupe nahebei beim sommerlichen Rangln der Hagmoar aus der Jungmannschaft der beiden Gaue erkoren wurde, kann angenommen werden, daß im festlichen Spiel diesseits und jenseits gaunachbarliche Entsprechungen und auch Wechselbeziehungen bestanden.

Von den Spieltexten, die in der Krimml, wie gesagt, wahrscheinlich alle zusammen nicht aus erster Hand überliefert sind, ist der beachtlichste aber wohl ein Stück „Liebe und Krawall“, das eine volkstümliche Umdichtung von Schillers bürgerlichem Trauerspiel „Kabale und Liebe“ vorstellt. Die Handschrift fand sich im Besitz des Klammer-

¹⁾ Vgl. den Aushängeschild einer — vermutlich tirolischen — Wanderkomödiantentruppe im Besitz des Wiener Volkskundemuseums. Er weist außer den im Kostüm ihrer Rollen angetretenen Spielern deren Rollenzettel und Namen auf. (Wiener Zeitschr. f. Volkskunde, 37 [1932], S. 84 f.)

²⁾ A. D ö r r e r: Die Volksschauspiele in Tirol. (Tiroler Heimat N. F. II [1929], S. 71 f.)

bauern und umfaßt ein Quartheft ohne Umschlag von 54 Blättern mit 105 beschriebenen Seiten. Das erste Blatt ist nur zum Teil erhalten, läßt aber keinerlei Schriftspuren erkennen. Die Niederschrift beginnt gleich mit der polternden Rede des Musikus Miller, die einem 10. Auftritt voransteht. Es kann sich da nur um ein brauchmäßiges Vorspiel, etwa die Rede eines Vorläufers und Szenen des Bajaz, gehandelt haben; vielleicht stellten sich auch die handelnden Personen vorerst vor. Mitten im Absatz des 75. Auftritts im 4. Aufzug tritt bis einschließ- lich des 81. eine andere Schrift auf, beiderlei Schriftzüge sind nicht dieselben wie die vom 142. Auftritt dieses Aufzugs angefangen. Auch die Rechtschreibung wird von da ab eine andere. Es kommt indes hier nicht auf textkritische Überlegungen an. Der Verfasser ist nicht genannt; es kann nach dem, was über den Spielbestand des Pustertals verlautet, kaum ein Zweifel bestehen, daß diese Frage auch nur von dort aus geklärt werden kann. Dagegen ist das volkstümliche Wesen oder Ge- haben des Stückes aus dem Text ohneweiters herauszulesen.

Gewinnt man dergestalt Einfühlung in die Lebensauffassung und Geistigkeit der Umdichtung, so wird man sich darüber klar, daß ihre Reimbindung und die naive Formelhaftigkeit ihrer Sprache keine äußerliche und unbeholfene Zutat, sondern etwas Wesenhaftes ist, das dem gehobenen Ausdruckswollen des Volkes eindrucksam zeitlos über- persönliches darzustellen ermöglicht. Es wirkt sich dies auch keineswegs zum Nachteil der Dramatik aus. Vielmehr hat es etwas ansprechend Rührendes, wenn der romantische Gefühlsüberschwang der Liebenden hier in hiedermeierlicher Art zur Geltung kommt und auch sonst tut die knappere Schürzung der Sprache gegenüber dem Überschwang des Schillerschen Jugendpathos dem menschlichen Gehalt des Stückes keinen Abbruch. Mehr noch: es rückt ihn mit der besinnlichen Reimerei des Bajaz über Liebe und Ehe, das Arbeitsleben und seinem derb ulkigen Spott über Jugend und Alter in den Bereich einer volkseigenen Weltanschauung, die in einer bewährten Daseinsform die Auseinander- setzung von guten und bösen Mächten im Lebenslauf des Einzelnen als schicksalhaft gegeben ansieht, das Leben aber unter allen diesen Um- ständen über persönliche Tragik hinaus bejaht. Jedenfalls muß man dem Bearbeiter ein gesundes Gefühl hiefür in der Einschaltung der Bajazszenen an tragischen Höhepunkten der Handlung zuerkennen. Weggeblieben ist alles, was vom Lebenskreis des Volkes aus gesehen, ohne Belang ist. Dies gilt auch vom Auftreten der Lady Milford. Von ihr wird lediglich erzählt. Dafür steigert sich die Erscheinung der Hauptpersonen zur Größe brauchwürdiger Spielgestalten. Der Präsi-

dent verkörpert irgendwie die absolute Obrigkeit. In der Auseinandersetzung mit Wurm läßt er sich dem gelegentlich über seine Macht mit Worten aus, wie sie im Mysteryspiel dem Höllenfürsten in den Mund gelegt werden. Aus solcher Einstellung ist es auch wohl zu erklären, daß der Präsident in der letzten Szene mit Wurm wohl diesen als den verworfensten Bösewicht von sich weist, nicht aber sich selbst der vergeltenden Gerechtigkeit überantwortet. Ebenso heißt eine Bruchstelle am Ausgang des Stückes volkscundliche Überlegung. Es wird einem schier unheimlich vor solchem Volkston zumute, wenn der grauige Leichenbitterspott der Mutter der Luise Millerin anhebt. Nach der ganzen Tragik des Todes der Liebenden ist es folgerichtig der „Realistik“ der Schillerschen Handlung angepaßt, wenn dem Präsidenten hiezu der Ausruf in den Mund gelegt ist: „Frau, ich verstehe dich nicht, mit scheint aus dir der Wahnsinn spricht.“ In Wirklichkeit kommt hier in jähem Umschwung eine Auffassung des Geschehens zur Geltung, die altes Volkserbe aus den Gemeinschaftsspielen im Jahreslauf bedeutet. Bei diesen wird das tragische Moment des Dahinwinkens, Sterbens und Vergehens von Lebenszuversicht und überschäumendem Übermut alsbald überwuchert. So klingen auch hier nun bei aller scheinbaren Verzerrung des Gefühls Formelreden eines weltanschaulich gebundenen Brauchtums an: Reimereien wie beim Brechelspott und beim Faschingbegraben, ja die Alte sagt dem toten Major geradezu Tätigkeiten im Jenseits an, wie sie sonst eben Junggesellen nach ihrem Abscheiden in Faschingsreden verheißen werden. Auch Bilder im Geiste der Volksballade steigen auf, wenn die Millerin von den Rosen spricht, die unterm Galgen blühen (Nachdem nun die ausgleichende Gerechtigkeit gewaltet hat) ... das Unvergängliche lebt weiter. „Der Wind rauscht durch die Totenbeiner, ein Engel tanzt, aber ganz ein kleiner . . .“ Dann schlägt der Ton ganz ins Faschinghafte um. Es kann nur so sein, daß er den Abgangsszenen der Jahresalten entstammt, die im Jahreslaufspiel nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes zur „Paschaden Braut“ sich verzünkt, wofür wohl auch ein Tanz als Abschluß des Stückes angenommen werden darf. So kann man sagen, daß es uralte arische Volkscuffassung vom Walten eines Kreislaufs des Stirb und Werde im Jahresring ist, die Schillers „bürgerliches Trauerspiel“ bei Bauern im Sinne des Brauchtums weltanschaulich gerundet hat.

Es folge nun die wortgetreue Wiedergabe des Stückes. — **Liebe und Krawall** *). (Der Titel wurde nur mündlich angegeben.)

*) Alle im Text vorkommenden Wörter, in welchen Doppel-m und

Diese Teufelsgeschicht, das Madl komt ins Gschrei der Junker nebenbei, das ist Wasser auf d'Mühl der Weiber Matscherei, der alte Präsident bekommt er davon Wind, dann ist Feuer im Dach, ich weiß wie die Herrn sind.

10. Müllerin.

Was kan dir der Alte sagen, du hast den Maijor nicht ins Haus geladen nach geworfen hast du ihn das Madl auch nicht, wir sind unschuldig an der ganzen Gschicht.

11. Müller.

Hilft alles nicht, ist imer gleich, ich bin zu gut und viel zu weich. Ich bin ja Herr im Haus ich hätt den Junker sollen Peitschen aus.

12. Müllerin.

Den Junker aus dem Hause stossen, imer gschwebe und Narren Poffen, es mag Komen wie es will uns geht nichts an die ganze Gschicht.

13. Müller.

Das ist gscheit, das Gott erbarm, Alte mach mir meinen alten Schedl nicht warm. Wenn man Unglück verhüten kann, das glaub ich geht uns doch an meisten an. Das Madl ist noch jung an Jahren, Leichtgläubig u. unerfahren, sie kent die Welt nur von den Licht, von ihren Schatten weiß sie nicht. Der Maijor, der macht sie blind, wie halt solche junge Herrn sind, sie hüpfen in den Feld herum, und pflücken hier und dort ein Blum, sie nehmen hier und dort ein Blatt, was heute gfehlt, ist morgen satt.

14. Müllerin.

Wunderlich macht das Alter, unrecht thust du den Walter, denn er ist nicht von jenen Schlag der nur liebt von Tag zu Tag.

15. Müller.

Virum! Larum! Besenstil, schnattern magst du noch so viel. Es ist ein Wort und bleibt dabei, die ganze Gschicht ist Windbeitelei. O der sag mir und lüge nicht, wen noch ein Tropfen Verstand in deinen grauen Schedel ist, du mußt ja selber sehen ein, daß von Heurathen gar kein Red thut sein. Das Madl erlebt noch Schand und Spott ein alte Huer, verzeih mirs Gott.

16. Müllerin.

Die Briefe sind voll Liebesgluth, die der Maijor an die Tochter schreiben thut, da kan man sehn sonen Klar, daß er sie will führen zum Altar.

17. Müller.

Fliegt a Ga, Ga übers Meer, so komt a Ga, Ga wieder her. Graue Gans sitz vor das Haus und streich deine Federn aus.

18. Müllerin.

Aber lieber Man, sieh einmal die Bücher an, die der Maijor gebracht ins Haus, die Tochter betet imer draus.

Doppel-nn vorkommen, sind im Original mit einfachem n und m geschrieben und mit einem waagrechtan Strich darüber versehen. (Hier sind diese Wörter der Einfachheit halber nur mit einem n und m abgedruckt.)

19. Müller.

Soi Betet, das will ich glauben, wen ihr nur die Fische nicht die Verdienste rauben. Schöne Bücher voll Geist und Leben, in der höllischen Pestilenzküche heraus gegeben.

20. Müllerin.

Sei artig Man und denk daran, wie viel uns der Major zu gut gethan, und wie manchen schönen Groschen —.

21. Müller.

Verdante Kuplerin, halt die Gofchen. Lieber will ich die Konzerte um etwas Wärmers geben, als von Huerengelde meiner Tochter leben. Lieber will i meine (Geige?) da schlagen, Holz flieben, und um die Kost Schweine- niß tragen, als Geld annehmen von meinen Kind wo sie Seel u. Seligkeit abverdient. Stell du deinen verdanten Kafe ein, das Tabak schnupfen werst a nõt imer fein. So brauchst du deine Tochter nit zu verkaufen, wen du lernst Wasser saufen. Ich hab mich fressen über satt, vor so ein saggara Schlangl in mein Stube einer gschmökt hat.

23. Müllerin.

Mur nicht mit der thür ins Haus! du brichst in Feir und Flamen aus, wen ers erfragt mein lieber Man. Er ist des Präsidenten Sohn.

24. Müller.

Ja, ja wen will ich zum Präsidenten gehn und will ihn sagen treu und wahr, die ganze Gschicht. Sonenklar Erzelenz will ich sagen: mir liegt etwas im Magen, Thro Herr Sohn hat auf meine Tochter ein Aug, sie ist zu schlecht zu seiner Frau, ist aber zu gut zu seiner Quer, ich heiße Müller verzeihe nur. Herein!

25. Müllerin.

Al guten Abend Herr Sekretär, haben wir auchs Vergnügen sie bei uns zu sehn mein Herr.

26. Wurm.

Meinerseits wünsch ich ebenfalls guten Tag liebe Frau Base, wo (beint) Rabalier ein Kern istz bei uns Bürgerlichen nur ein Saifenblase.

27. Müllerin.

Wissen sie schon dabon Herr Sekretär der Major thut uns bisweilen an die Ehr und kehrt in unsern Hause ein, aber man soll nicht hochmützig sein.

28. Müller.

Frau bring ein Sessel damit sich der Herr setzen kan, wollens nicht ablegen Herr Landmann.

29. Wurm.

Nun, nun wie befindet sich die meine Zukünftige, ober die Auserlesene.

30. Müllerin.

Danke der Nachfrage, Sie sind gütig, aber meine Tochter ist gar nicht über- mützig. Ich bedauere herzlich, das sie Ehre nicht haben kan den sie ist in der Kirche seit einer Stunde schon.

31. Müller.

Weib.

32. Wurm.

Das freut mich, freut mich muß es sagen, ich werde einst eine christliche frome Hausfrau haben.

33. Müllerin.

Ja, ja Herr Sekretär, wen sie auch einverstanden wär, wen Ihnen unser Haus sonst irgend wie kan dienen, so ist es uns ein Vergnügen.

34. Müller.

Gans.

35. Wurm.

Sonst irgendwo so, so.

36. Müllerin.

Wie der Herr Sekretär die Einsicht, sein einzig Kind kan man von Glück abhalten nicht. Wen sie nur nicht versprochen wär, Sie werden doch wohl merken Herr Sekretär.

37. Müller.

Herr.

38. Wurm.

Merken meine Gute, O ja wie meinen sie dieses.

39. Müllerin.

Nu nu, ich hab nur wollen sagen, das Gott meine Tochter werd u. zu einer gnädigen Frau will haben.

40. Wurm.

Was sagen sie da, was, ist wirklich der Ernst das.

41. Müller.

Bleib sitzen, bleib sitzen Herr Franz! das Weib ist eine alte dume Gans, die ich leih ohne Blag, genommen, wo soll die gnädige Frau her komen.

42. Müllerin.

Schimpf so lang dir's gfallt, was ich weiß, weiß ich halt.

43. Müller.

Willst du das Maul halten, oder nicht, ich wirf dir die Gaigen in dein Sakengesicht.

44. Wurm.

Das hab ich nicht verdient, sie sollen doch bedenken, ich wollte deiner Tochter hand und Herze schenken, ich steh in einen Amt das Frau und Kinder nährt. Ich kan ihr alles bieten was ihr Herz begehrt.

45. Müller.

Herr Vetter es bleibt beim alten, was ich ihnen im Herbst gesagt, das können sie auch heut erhalten, sagt das Madl ja, und stehen sie ihr an, ja dan ist es recht, so seis in Gottes nam, sagt sie aber nein wird es noch besser sein. So

nehmen sie den Korb und trinken ein Glas Wein. Ich habe nicht den Sinn, wie sonst der Eltern viel, ich laß ihr freie Wahl, ich sie nicht verkaufen will.

46. Müllerin.

Und kurz und gut ich gib meine Loise durchaus nicht eher laß ich zum Gericht einen Bürgerlichen ist meine Tochter nicht bestimmt, weil sie einen Herrn von Adel nimt.

47. Müller.

Halt die Goshen grauer Gaul! oder soll i dir deine dürren Bainer Kofen, du, du, verdamts Wettermaul.

48. Wurm.

Ein väterlicher Rath vermag bei der Tochter viel, und ich hoff sie werden mich kenen Herr Müller.

49. Müller.

Das dich alle Hagelwetter, die Tochter muß dich kenen Herr Wetter, was ich alter Anasterbart an ihnen sieh, ist kein schmachhaftes Fressen nicht, ich bin ein alter deutscher Man, darum müssen sie verzeihen schon, das ich frischweg von der Brust, wie ich gedente rede just.

Ein Brautwerber, wo der Vater kupel muß, den halt ich für einen Hainfus, der sich nicht selbst eine zu fragen getraut, der ist überzogen mit Gänsehaut, wer kein Kurasch hat, der bleibt zu Haus, und stirt für die lange Weile die Zähne aus.

50. Wurm.

Obigation Herr Müller Obigation, jetzt hab ich genug gehört, jetzt weis ich schon. Wurm geht ab.

51. Müller.

Für was, für was es ist die volle Wahrheit das. Jetzt ist er wohl fort der Stutzer, das Gott erbarme ist das ein Federfuchser, auf Gottes ganzen Erdenkreis, ich kein schlechters Geschöpf nicht weis. Es ist verhundzt das ganze Gesicht. Der Buzen in jeder Zeige spricht, mein Ehr ehe ich meine Tochter einen solchen Schuftten gebe, lieber will ich mit meiner Waigen fechten gehen, so lang ich lebe.

52. Müllerin.

Der Hund, das er sich so was unterstehen kund.

53. Müller.

Du hast es um kein Haar besser gemacht, hast mich mit deinen pestilenzischen Junfer auch so in Harnisch gebracht, bist ein Dumer, als wen du Gscheid willst sein, dein Getrantsch geht mir nicht ein, dan muß man so was an die Nase heften, komt es unter die Leut am Besten.

54. Loise.

Lieber Vater guten Morgen.

55. Müller.

Gut das du da bist, ich hät bald angefangen zu sorgen, recht daß du so fleißig an Gott denkst, er wird dich beschützen, wen du ihn das Vertrauen schenkst.

56. Loise.

O, Vater ich bin eine große Sünderin. weil ich nur gedente stets an ihn, ich schäme mich es ist ein Schand, das ich imer nur denke an meinen Ferdinand.

57. Müller.

Poh tausendwie soll dieses passen, ich dachte diesen Namen hast du in der Kirche gelassen.

58. Loise.

O Vater ich versteh dich gut, und fühle das Messer, das in meinen Gewissen schneiden thut aber lieber Vater es komt zu spät, weil es außer ihn kein Maß mehr hat.

59. Müller.

Ja, ja, so ist es imer gewesen, das ist die Frucht von den verdamten Bücherlesen.

60. Loise.

Wen sich die Mücke an den Stralen ergöht mit Wone, kan sie das verbietthen die majestätische Sone.

61. Müller.

Höre Loise das Bißl Bodensatz meiner Jahre wollt ich geben, hättest du den Major nicht gesehen.

62. Loise.

Nein, nein! das kan doch nicht Ernst sein, lieber Vater sei wieder sein, dir verdank Leib und Leben, ich will es dir zum Opfer geben.

63. Müller.

Ja Loise du herrliches Kind, wie jetzt die Kinder nicht mer sind, mein Alles Alles was ich hab, aber mit dieser Liebshaft bringst du mich und dich ins Grab.

64. Müllerin.

Loise! der Major komt fasse dich, mein Gott wo verberg ich mich.

65. Loise.

Mutter bleib ich bitte dich.

66. Müllerin.

Mein in diesen Anzug schäm ich mich.

67. Major.

Loise du bist blaß, sag mir was bedeutet das.

68. Loise.

Es ist nichts es ist vorüber, seit dem du da bist ist es besser wieder.

69. Major.

Ein Anliegen hast du doch, liebt mich meine Waise noch, ich flieg nur her um zu sehen, ob du heiter bist, und geh sogleich wieder wen dies der Fall ist.

70. L o i s e.

Mein geliebter glaube mir, es ist mir wohl wen ich bin bei dir.

71. M a i j o r.

Wen ich bei dir bin, wie soll ich das verstehen wir sollen vergnügt sein, wen wir einander auch nicht sehen.

72. L o i s e.

Ferdinand wen du doch wüßtest wie gern man so was hört, und wie man durch eine solche Sprach ein bürgerliches Mädchen ehrt.

73. M a i j o r.

Mädchen was fällt dir heute ein, du bist meine Loise, wer sagt das du noch mehr sollst sein. Wer Zeit hat Vergleiche an zu stellen, der liebt nicht mit Leib und Seele.

74. L o i s e.

Du willst mich einschläfern Ferdinand, aber mir ist die Zukunft nicht unbekant, die Stime des Ruß deine Endbriefe deinen Vater thu ich kenen. ein Dolch über mir und dir man wird uns trenen.

75. M a i j o r.

Liebste wo hast du diese Angst her, trenen wird man uns nimer mehr, nur der Tod und der allein, kan dies zu thun im Stande sein. es ist was ich bin ein Edelman und des Präsidenten Sohn, aber du darfst nicht glauben, daß Jemand im Stande ist dich zu rauben, mein Vater ist zwar hart und streng, doch ich will durchkreifen seine Plän.

76. L o i s e.

Eben weil ich zu niedrig bin, o diesen Vater wie, wie sehr fürcht ich ihn.

77. M a i j o r.

Ich fürchte nichts, sollen Hindernisse wie Berge sich aufstürmen, ich nim sie statt der Stiegen, um in meiner Loise Arme hin zu fliegen, also nichts mehr von Furcht, ich will über dich wachen, wie bei den unterirdischen Schätzen die Zauberdrachen. Niemand wird dich kränken dürfen, ich will mich zwischen dich und das Schicksal werfen, an diesen Arm soll meine Loise durch das Leben gehen, und der Himmel soll sie schöner als ich sie empfang und sehn.

78. L o i s e.

Ich bitte Ferdinand, schweig bevor ich dir den Abgrund zeig, der uns beide wird verschlingen, wen wir wollen das Schicksal zwingen.

79. M a i j o r.

Loise was wie? so sprechen hört ich dich noch nie.

80. L o i s e.

Mir war noch nie so hang ums Herz, es ahnet mir viel Neu und Schmerz. Liebster Lebenswohl wen ich dich vielleicht nicht länger mehr sehen soll.

81. M a i j a h.

Hoi Surm, Mistwurm, Tintenfisch und Federwisch, der Wurm hat einmal bekem sein Theil, der kan ihn jetzt das Nabelbrüch heiln. Ja, ja der Wurm hat

schon um u. um gar kein Furm, a Nase wie ein Gulten Ohren wie a Laigmulter. Augen wie a Kapheil und Zähne wie ein Eisenkeil, an Kopf als wie ein Judenschädel, a Maul als wie die Dreschstäbl, an Bauch als wie a Krautzuml und Hagen wie a Mauldruml. Mich thuts la frod wundern das so a Samergestalt, das Heurathen einmal ein fallt. As war ja viel besser und gscheider, wen er Mausfall machet, so ein Hungerleider, aber die Loise und der Major sein gewiß nicht zu beneiden, der alte Spibhue, der Präsident wird sie gewiß no von einander treiben Leute paßt auf es gibt an Rumor, dö Gschicht ist kein Teufel werth hinten as wie vor.

Ende des 1. Aufzuges.

2. Aufzug.

1. Präsident.

A guten Tag, ein Seltenheit, hab ich auch einmal das Vergnügen heut, dich einmal bei mir zu sehen, ich weis beim Teufel nicht wo sie imer herum gehen.

2. Wurm.

Ihro Exelenz müssen verzeihen schon, weil ich die Kanzleiluft nicht imer vertragen kan, mus ich hie und da ein Spaziergang machen, da er seh ich oft allerliebste Sachen.

3. Präsident.

Nun darf man fragen, was sich wieder Neues zu getragen?

4. Wurm.

Diesmal muß ich schweigen, was es sei, ein alte Gschicht wird wieder neu, wo ihro Exelenz selber berührt, und wo sie selber kopromittiert.

5. Präsident.

Zum Teufel nur heraus mit der Sprach, gewiß ist sie sehr wichtig diese Sach, erzähle nur aber die Wahrheit, sprich, verschweige keine Silbe nicht.

6. Wurm.

Heut wollt ich, ich muß es gestehen, auch einmal zu Menschen gehen, der Musikus Müller mein alter Freund, der war ganz verändert heut, der hat ein Tochter wie Milch und Blut, und scheint für mich wohl viel zu gut, weil mir ein anderer ist kom zuvor, und dieser andre ist Guer Sohn der Herr Major.

7. Präsident.

Mein Sohn? ein ernstliches Attachamend mein Herr, das kan ich glauben nimmermehr.

8. Wurm.

Euere Exelenz haben die Gnade mir zu befehlen das ich darf den Beweis her stellen.

9. Präsident.

Das er, der Bürgerkanalle den Stoff macht u. sie hinten drein kraf auslacht, das sind alles Sachen die ich verzeihlich find, da wir in diesen Jahren auch so gewesen sind. Ist das Mädchen schön?

10. Wurm.

Ja, daß ich kein schöneres gesehen, ja ich sage nicht zu viel, wen ich sie der ersten Schönheit des Hofes zur Seite stellen will.

11. Präsident.

Mein Sohn hat also ein Aug auf das Ding, was ich sehr begreiflich find, mehr Gefühl für das Frauenzimer, dem haben sie gern allzeit und imer. Er kan bei Hof etwas durch machen, wen ihn die schönen Mädchen gern anlachen. Das die Müllertochter schön ist gefällt mir schon, das zeigt das er Geschmac hat mein Sohn. Spiegelt er der Märrin ernstliche Sachen vor, das zeigt das er Welt hat der Maijor. Schließt sich die Komödie mit einem Gesunden Erfus, so trink ich ein Malagatrankl, und bezahle die Skortationsgebühr und gib ihr noch obendrein ein Trinkgeld der Dirn.

12. Wurm.

Alles was ich wünsch Gyzelenz ist, daß du diesen allen auch im Stande bist.

13. Präsident.

Wurm besin dich wohl, daß ich rase wen ich zirnen soll, aber ich will spaß daraus machen, das er mich aufheben will, ist er auszulachen, das er seinen Nebenbuhler gern von Halse hätte glaub ich gern.

14. Wurm.

Eure Gyzelenz verzeihen, wen Sie meinen, daß die Eifersucht wirklich im Spiel soll sein. so thät sie besser mit den Augen, als mit der Zunge taugen.

15. Präsident.

Und ich dächte sie blieb ganz weg, du dumer Teufel du kenst den hiesigen Adel doch ohne Zweifel, bei uns wird selten eine Ehe geschlossen, wo nicht wenigstens 1 Duzend zuvor die Rechte des Bräutigams genossen. Er kan gar bald die Freude erleben, seinen Nebenbuhler an der Seite einer Anderen zu sehen, wen jetzt liegt ein Anschlag vor im Kabinät, das die Ladi milfort von der Ankunft der neuen Herzogin in Urlaub geht, und nur den Betrug zu machen voll, eine Verbindung entgehen soll. Er weiß wie viel uns die Ladi nützt, und weil sich unser Ansehen auf ihren Einfluß stützt. Der Herzog sucht einen Mann für die Milfort, ein anderer kan sich melden und sie ist fort. Damit der Fürst bleibt in meinen Netz, soll mein Sohn die Ladi heurathen jetzt.

16. Wurm.

Wen ihnen der Maijor nur Gehorsam zeigt und bei der Ladi auch an beißt.

17. Präsident.

Zum Glück war mir noch nie für die Ausföhrung meiner Entwürfe bange. Ich brauch mich nicht zu besinen lange, wen ich nur sage, so mus es sein, so stinkt die ganze Schöpfung ein. Ich künde heut Vormittag meinen Sohn die Vermehlung an, sein Gesicht wird mir zeigen schon, ob er recht hat oder nicht, und ob er auch von dieser Dumheit spricht.

18. Wurm.

Bei den vermuthlich finstern Gesicht, werden sie kaum klüger nicht, sie wissen nicht gilt es derjenigen, die sie ihm geben wollen, oder derjenigen, die er ver-

lassen soll. Geben sie ihren Sohn die untadelhafteste Person im Land, und wen er ja sagt, will der Sekretär Wurm ein ganzes Jahr knien auf den Sand.

19. P r ä s i d e n t.

Teufel was? wo gedenkt er hin?

20. W u r m.

Weil ich daher überzeugt ganz bin die Mütter wie die Weiber sind, hat halt mir zu viel geblaudert in ihrer Einfallt.

21. P r ä s i d e n t.

Gut noch diesen Vormittag, soll Geschehen was ich nicht glauben mag.

22. W u r m.

Nur vergesse Euer Exzellenz nicht, das der Major der Sohn meines Herrn ist.

23. P r ä s i d e n t.

Mir das Theuerste auf Erden, darum soll er geschont auch werden.

24. W u r m.

Und das der Dienst den ich Ihnen geleistet hab.

25. P r ä s i d e n t.

Ihnen zu einer Frau verhilft wie ich sag.

26. W u r m.

Ewig der Ihrige gnädiger Herr.

27. P r ä s i d e n t.

Beschütz dich Gott ein anders Mal mehr.

28. W u r m.

Hofmarschal Kolb darf er herein?

29. P r ä s i d e n t.

Kommt wie gerufen, er soll mir willkommen sein.

30. M a r s c h a l.

A guten Morgen Lieber, Bester, ich war auf den Walle gestern. Wie geruht, wie geschlafen, sie werden verzeihen, das ich so spät ihnen das Vergnügen kan machen, Drängende Geschäfte, der Küchenzettel, Visiten, Bilets und anderer Bettel. Und dan muß ich auch den Lebers zugegen sein, und den Fürsten das Wetter profezeien.

31. P r ä s i d e n t.

Sa, Marschal, da haben sie freilich nicht sein können überall.

32. M a r s c h a l.

Obendrein hat mich der Schneiderschelm sitzen lassen auf meinen zeum.

33. P r ä s i d e n t.

Und doch schon gegenwärtig siz und fertig.

34. M a r s c h a l.

Das ist noch nicht Als, ein Unglück jagt, das andere auf den Hals.

35. P r ä s i d e n t.

Schrecklich! wie ist das möglich?

36. M a r s c h a l.

Hören sie nur, ich sitze kaum im Wagen werden die Pferde scheu, hinten u. voraus geschlagen. i bitt sie jetzt der Gassenkot links und rechts heraufspricht. Was nun anfangen dan, setzen sie sich in meine Lage Herr Baron da stand ich da, das ich bald verzweifeln möchte, in diesen Anzug vor den Fürsten, Gott im Himmel der Gerechte, in vollen Klare fahr ich nach Haus und wechsle meine Kleider aus. Nun glaubte ich, ich bin neu geboren, da merkte ich zu meinen Schrecken, das ich das Strumpfband verloren. Ich fuhr zurück, versäumte keinen Augenblick, und wie ich nun zum Krämer lauf, hab ich statt einer blauen ein rothes Strumpfband gekauft. Was sagen sie? Baron was sagen sie.

37. P r ä s i d e n t.

Ich bedaure, doch bei Seite, sie sprachen also mit den Fürsten heute.

38. M a r s c h a l.

Ja wie eine Schwalbe zwanzig Minuten und ein halbe.

39. P r ä s i d e n t.

Das beste ich freue mich heut, sie wissen ohne Zweifel die wichtige Neuigkeit.

40. M a r s c h a l.

Neues weis ich schon, heut hat der Fürst 2 Paar Hosen an.

41. P r ä s i d e n t.

Mein Marschal, da bin ich besser dabei, das mein Sohn die Ladi Willfort Heurathet ist ihm gewiß noch neu.

42. M a r s c h a l.

Denken sie, das hätt ich mir nie gedacht, und ist Alles schon richtig gemacht.

43. P r ä s i d e n t.

Unterschieden lieber Marschal, und sie werden mich verbinden, wen sie es erzählen überall.

44. M a r s c h a l.

Mit tausend Freuden hab ich dies vernomen, was möchte mir erwünschster komen. Leben sie wohl ich fliege davon, in einer halben Stunde weis es die ganze Residenz schon.

45. P r ä s i d e n t.

Nun ich möchte den Narren schauen, die sagen das diese Geschenke zu gar nichts taugen, nun mag mein Ferdinand wollen oder nicht, weil schon die ganze Stadt davon spricht.

46. W u r m.

Hab ich recht vernomen.

49. P r ä s i d e n t.

Ja mein Sohn soll herein komen.

50. Major.

Gnädiger Vater, Sie haben befohlen das ich herein komen solle.

51. Präsident.

Leider muß ich es befehlen, wen ich mit meinen Sohn ein Wort reden will. Ferdinand dich beowachte ich schon eine geraume Zeit, und finde nicht mehr deine frühere Heiterkeit. Du fliehst mich, du besuchst die gewöhnliche Unterhaltung nicht. Ein tiefer Gram brüthet auf deinen Angesicht, Das schickt sich nicht in deinen Jahren, das Kopfheng kanst du leicht auf das Alter sparn, Zwanzig Jahre und Falten im Gesicht, nein mein Sohn das geht ein mal nicht. Grillen fang und Mückentanz, das laß den alten Weibern ganz. Laß vielmehr meine Entwürfe spielen, weil ich für dich das Beste will.

52. Major.

Lieber Vater Sie sind sehr gnädig gut.

53. Präsident.

Also nur heute und sonst nie wie es scheint und dieses mit so herben Grimassen, das dieses Gesicht nur vor den Feind thät passen.

54. Major.

Doch mir nicht Vater! ich bitte vor allen, auf mich soll der blutige Widerschein dieses Frefels nicht fallen. Es ist besser dem allmächtigen Gott, gar nicht geboren zu sein, als zur Ausrede dienen dieser Missethat.

55. Präsident.

Was war das, was doch ich will den Dumkopf verzeihen das, Ich will mich nicht erlösen. Lohnst du mir so meinen Herzen; auf mich fällt die Verantwortung, und der Fluch des Richters, wan ich sterbe. Du bist unschuldig, der Fluch hafte nicht an Erbe.

56. Major.

Diesen Erbe ich feierlich entsag, an was ich gar nicht denken mag.

57. Präsident.

Höre junger Mensch ich glaube, wen es nach deinen Kopse ging, du kriechtest dein Lebtag im Staube.

58. Major.

Imer besser Vater, wen ich nicht höher kom als ich krieche um den Thron herum.

59. Präsident.

Ha! man muß dich zwingen dein Glück zu machen, wo zehn andere nicht hin auf komen erlangst du leicht und mit Lachen, du warst im 12. Jahre Fähnrich, und in 20. Major, von Stufe zu Stufe steigst du empor, du wirst die Uniform ausziehen und in das Ministärium eingehen, der Fürst sprach von Geheimrath, du wirst der nächste um den Thron stehen. Es winkt dir die Zukunft mit holden Gesicht, und dies alles scheint begreiflich dir nicht.

60. Major.

Weil Euer Begriff von Größ und Glück, nicht felten komen als Schatten zu

rück, weil Furcht, und Vermüsung, und Mutiges Handwerk mich mit Verzweiflung, ein trauriges End. Mein Glück wie ichs will haben liegt in meinen Herzen begraben.

61.

Meisterhaft, herrlich unferbesserlich, nach dreißig Jahren die erste Vollendung für mich. Schade nur das mein fünfzigjähriger Kopf zu zäh für das Lernen ist, und auch schade daß du kein Prediger bist, doch dein gutes Talent noch zu heben, will ich dir jemand zur Seite geben, in deiner bunt schädigen Tollheit wirst du dich bequemen, heute noch eine Frau zu nehmen.

62. Major.

Vater, wie, was, verstehen sie das.

63. Präsident.

Ohne Kompliment will ich dir sagen das ich die Lady Milfort für dich lieb fragen, das Jawort schon eingetroffen ist und du nun ihr Bräutigam bist.

64. Major.

Wie Vater, Milfort ist sie genant.

65. Präsident.

Ja Milfort; ist sie dir nicht bekant?

66. Major.

Welchen Schandsleck in Herzogthum, ist sie das nicht, weil man in ganzen Land von ihr spricht, daß ich bin ein Narr, daß ich das für Ernst betracht, sie haben nur einen Scherz gemacht.

Würden Sie Vater eines Schurken Sohn sein, der zu einer brieflegirten Quer fagen könnte du bist mein.

67. Präsident.

Ja noch mehr, wen sie einen Fünziger macht wollt ich selbst um sie werben, wolltest du mit einen solchen Schurkenvater sterben.

68. Major.

Nein nein so lang ich lebe.

69. Präsident.

Eine Frechheit die wegen seiner Seltenheit vergeben.

70. Major.

Ich bitte sie Vater hören sie auf, das sie meinen Willen können, wo es mir unträglich wird mich ihren Sohn zu nenen.

71. Präsident.

Junger bist du toll, das ist ganz ehrenvoll, eine Verbindung mit der Lady Milfort, mit den Fürsten zu wechseln an einen Ort.

72. Major.

Du kanst Vater doch ich will über das hienweg gehen, aber mit welchen Gesicht soll ich vor den schlechtesten Handwerker stehen, der mit seiner frau doch einen ganzen Körper erhält, was müßte sie dazu fagen die welt, mit welchen gesicht

tret ich vor die Bußlerin die ihre Schandflecken, mit mir auszuwaschen hat im Sin.

73. P r ä s i d e n t.

Das hät ich geglaubt nimer mehr, Junger wo hast das Maul her.

74. M a i j o r.

Vater ich beschwöre Sie bei Himmel und Erde, sie können doch unmöglich glauben, daß ich bei dieser Heurath glücklich werde, ich gebe Ihnen mein Leben, wen sie es verlang den das hab ich von Ihnen empfang. aber meine Ehre Vater wen sie diese nehm müßte sich der Vater wie der Kupler schäm.

75. P r ä s i d e n t.

Draf lieber Sohn jetzt erkene ich das hier Ernst ist, und das du der besten Frau im Herzogthum würdig bist, sie soll dir werden noch heute Mittag, wirst du dich mit der Gräfin Ostheim verloben, weil sie dich mag.

76. M a i j o r.

Ich bestimm schon diese Stund die mich richten soll zu Grund.

77. P r ä s i d e n t.

Wo nur hoffentlich deine Ehre einzuwenden hat hat nicht mehr.

78. M a i j o r.

Nein, mein Vater da hat die Ehre nichts zu schaffen, Friedrich von Ostheim könnte Seden andern glücklich machen.

79. P r ä s i d e n t.

Nun hat es seine Nichtigkeit ich hoff auf Deine Dankbarkeit.

80. M a i j o r.

Vater Euere Gnade ist übergroß, ich danke für ihre Meinung bloß, aber ich bedaure das ich Sie muß betrieven, ich kan und darf die Gräfin nicht mehr lieben.

81. P r ä s i d e n t.

Holla jetzt hab ich den jungen Herrn, in diese Falle ging der Reichler gern, es ist nur die Heurath und nicht die Person, das du berachtest, das sieh ich jetzt schon, meine Geduld nun zu Ende ist. Ist das der Respekt den du mir schuldig bist. Du bist, du bist der Ladi gemeldet, der Fürst hat mein Wort, Stadt und Hof wissen es. Ich würde zu einen Lügner dort, oder Junger wen ich hinter gewisse Historien kom, holla was hat dir nun die Farb genom.

82. M a i j o r.

Wie was? wie verstehn sie das?

83. P r ä s i d e n t.

Vielleicht ist mir die Spur bekant woher diese Widersetzlichkeit kom, der bloße Verdacht bringt mich zum rasen, ich will den ganzen Lumpenpaß zum Teuffl blasen, laß dir nicht bange sein darum, wen ich aufstrette zittet das ganze Herzogtum. Flieh meinen Born und halt dich bereit, die Verlobung mit der Ladi wird vollzogen heut.

84. Major.

Ich fürchte mich jetzt vor Ihm das war keines Vaters Stimm.

85. Bajaz.

Junger Herr i that hübsch bitten, ob ich nôt mücht in der Kuchl a bissle Suppe außser schitten. Mich hats den ganzen Tag im Bauche gezwickt, und do hinten haben mich die Winde getüfft.

86. Major.

Sa, ja wegen mein, aber soll nicht in Hosen drein.

87. Bajaz.

Und gar a Bissile a Bissile Fleisch, a luppigis luppiggis Bröckl, heiläufig so groß wie a Rabenstöckl.

88. Major.

Mun i bin nicht aufgelegt, und hab auch nicht Zeit, mit Dir länger zu blaubern heut.

89. Bajaz.

O mein lieber Augustin, die Menschen sind alle hin; Gott sei gedankt das i lei selber bin, jetzt ist er wohl fort der alte Lump der Pfenigfuchser, der verdamte Hund, auf den alten Graukopf han schon dacht an Zorn, das mir vorhant i han den Kopf verloren, Aber wie es halt geht auf der Welt man schaut um a Weib um, und heurathets Geld. Sobald a Bue zum Madl a Bißl den Krage rückt, dan wird von den Alten gschwind das Augenglas auf die Nase gestöckt; ob er wohl Geld hat oder ein Haus, wen er das nicht hat, s; jagt man ihn aus. Will der Bue heurathen, weil das Madl ihm recht sie müssen aus einander, weil sie den Alten zu schlecht. Die Ehe wird zur Hölle auf hier und auf dort. So geht der Menschenhandel immerzu fort, aber auf einen solchen alten Strolch gehört ein geschliffener Dolsch; auf einen so alten Saumagen gehört ein starker Strick um den Krage. Laßt euch nicht schrecken von den Bau Waul ist alleweil besser als wie die Schellfau. Aber auch die Weibernarren, die muß ich a Bissile durch den Hals ziehen, sie müssen sich in Alles fiegen, weil sie sonst kein Weib nôt kriegen. Da wird verschrieben Leib und Seel, das Vorderere und das Hintergstöll. Vor i ein Weib thu Haus und Hof verschreiben geh i nach Ungern zum Sautreiben,

3. Aufzug.

1. Müller.

Dasß mich der Teufel und sein Alte plagt ich hats ja schon zavor gesagt, es war leicht boranzusehen, wie die Teufelsgschicht wird gehn,

2. Loise.

Lieber Vater! was ist es denn, das du hast borher gsehn,

3. Müller.

Mein Staatsrod hurtig her, kein Zeit ist zuverlieren mehr, eine weiße Pfait hurtig hergebracht, das hab ich mir gleich gedacht.

4. Müllerin.

Was gibt es den lieber Mann, daß du dich ziehst festlich an.

5. Müller.

Das du dich ziehst so festlich an, und mein Bart ist Kasterlang. Was es gibt du Rabenaas der Teufel ist los, verstehst du das, was es gibt, das will ich dir sagen, das Wetter soll dich zu Boden schlagen.

6. Müllerin.

Ja, ja nur sieh! die ganze Schuld komt nun auf mich.

7. Müller.

Ja, ja du altes Ragenmaul, du Satanshengst du Hegengaul, hab ich es nicht geschwind gesagt, das der Wurm geblaudert hat.

8. Müllerin.

Al! was wie kanst du wissen das?

9. Müller.

Wie ich es wissen kan, vielleicht weis es die ganze Stadt jezt schon! Ein Kerl des Ministers steht vor der Thür, und fragt ob nicht der Geiger hier.

10. Lofse.

O mein Gott! ich bin fast vor Schreck tod.

11. Müller.

Ja du auch mit deinen Vergißmeinicht Augen du kanst auf deinen Pelz hibsch schauen, das Sprichwort das ist außerkohren, wen der Teufel ein Ei in die Wirtschaft legt, dan wird eine schöne Tochter geboren.

12. Müllerin.

Ich bitte dich nicht gar so schillt, woher weist du das es der Tochter gilt, du kanst vielleicht den Fürsten empfohlen, und kan dich ums Teatter holen.

13. Müller.

Dich soll der Schwefelregen von Sodoma ereilen, ins Teater wo du den Paß wirst heilen, und meinen blauen Hintern den scholchen Paß. Gott im Himel verstehst du das.

14. Lofse.

Vater mir ist so bang so kan ichs nicht anhören lang.

15. Müller.

Aber den Tintenleder will ich zahlen mit baren Geld, sei es in dieser oder in der andern Welt. Wen ich ihn mit Leib u. Seel auf den Buggel dresche, die 10 Gebot und das Vaterunser auf den Sünder hesten. Alle Bücher Moses und der Propheten, ihn außs Leder schreib ganz voll, das man die blauen Fleck am jüngsten Tag noch sehen soll.

16. Müllerin.

Ja fluch u. lauf von danen, das wirst den Teufel hannen, wo willst du den eigentlich hin? was zu thun hast du in Sin.

17. Müller.

Zum Minister auf der Stell, ich will die ganze Sach erzehln, du hast es gewußt u. doch nicht gesagt, gib acht das dein grauer Schedel nicht der Hagel erschlagt. Früh aus deine Kupelkrenze ich nim die Tochter untern Arm und marschier über die Grenze.

18. Major.

Was mein Vater da, nach den Gfichtern glaub ich ja.

19. Loise.

Sein Vater allmächtiger Gott.

20. Müllerin.

Der Präsidant das Gott erbarm wir sind alle Tod.

21. Müller.

Gott Lob, Gott Lob dan, wir haben die Bescherung schon.

22. Major.

Mein bist du Loise, und mein sollst du bleiben mögen auch Himmel und Hölle aus einander treiben.

23. Loise.

Mein Tod ist gewiß und, wird auch komen du sprachst vorhin eine — — —

24. Major.

Ich hab überstanden die schreckliche Stunde, bleib nur fest wir gehn nicht zu Grunde.

25. Loise.

Nun was ist geschehen das wir sollen zu Grunde gehen.

26. Major.

Ich war bei meinen Vater, der mich zwingen wollt, das ich mit der Fürstenhuer kurzum heurathen soll. Er weis von unsrer Liebe, er droht mit seiner Macht sein Born ist gränzenlos weil ich die huer veracht. Es ist nun überstanden die Prüfung ist vorbei, bieten den ganzen Hallo Troß u. lieben uns außs Neu.

27. Loise.

O lasse dich nicht teuschen mein lieber Ferdinand, ich kenne deinen Vater mir ist sein Sinn bekant. Ich sagte es dir schon früher, du hast es nicht geglaubt. Schwarze Wolken thürmen sich ober unsern Haupt, sie werden sich entladen, mit Donner und mit Blitz darum muß ich verzichten auf dich u. dein Besiß. Es wäre mein größter Schmerzen, wen ich dich unglücklich machen sollt. Ferdinand vergiß mich u. lebe ewig, wohl.

28. Major.

Nein, Loise das soll nicht geschehen, ich will dir meinen Entschluß gestehn. Will sich die ganze Welt verschwören, so sollst du doch mein gehören, außer wen — du mich verachten sollst, und mich nicht mehr wollst.

29. L o i s e.

Ferdinand was denkst du, warum thust du mich betrüben, ich kan so lang ich lebe keinen Andern lieben. Aber bedenk wohin das führen soll, deines Vaters macht glaub ich kenst du wohl.

30. M a i j o r.

Die Macht des Präsidenten ist zwar groß, das Vaterrecht ist kein leeres Wort. Selbst der Frebel kan sich in den Falten verstecken, er kan Schande mit Purpur zudecken, Er kan es weit treiben wen er will, doch ich ken ein Mittel das er schweiget still, Hier Loise meine Hand! ich schwöre bei meinen Gott, daß uns nichts kan scheiden als der Tod, der diese Hände trennt, o Himmel hör mich an, der trennt mich von der Schöpfung mir bleibt nicht mehr davon,

31. L o i s e.

Ferdinand ich fürchte mich, dein Auge, das rollt fürchterlich, dein Hand auch zittern thut, nein es geht uns nicht mehr gut,

32. M a i j o r.

Mein Loise fürcht dich nicht, es ist nicht Wahnsin, was aus mir spricht, es ist das kostlichste Geschenk, und Glück, mein Entschluß in entscheidenden Augenblick. Ich liebe Dich und du sollst mein bleiben, geht zu meinen Vater das er kan der Ladi schreiben.

33. M ü l l e r.

Nun hoff ich die Liebeleie geht aus, der Präsident steht vor den Haus.

34. M ü l l e r i n.

O, ihr Heiligen steht uns bei, verloren sind wir alle 3.

35. P r ä s i d e n t.

Brächtig da ist er schon,

36. M a i j o r.

Im Hause der Unschuld das weis jederman.

37. P r ä s i d e n t.

Wo der Sohn dem Vater Gehorsam zeugt.

38. M a i j o r.

Und wo sich alles ganz erschrocken Zeugt,

39. P r ä s i d e n t.

Dies ist hier der Vater da?,

40. M ü l l e r.

Der Stadtmusikus Müller ja,

41. P r ä s i d e n t.

Und sie hier wird die Mutter sein,

42. M ü l l e r i n.

Ja Herr die Tochter hier ist mein,

43. Major.

Miller schaut, das die Tochter weggebracht, es droht ihr eine Ohnmacht,

44. Präsident.

Überflüssige Sorgfalt, ich will sie austreichen bald, wie lang kent sie des Präsi-
denten Sohn,

45. Loise.

Ungefähr seit den November schon,

46. Präsident.

Erhielt sie Versicherungen, und dergleichen.

47. Major.

Sa vor wenigen Augenblicken, die herrlichsten und glorreichsten,

48. Präsident.

Nun beichte deine Thorheit, bekommst du auch noch Zeit, Ich erwarte Antwort,

49. Loise.

Er schwur nur Liebe hier und dort.

50. Major.

Und wird den Schwur auch halten immerfort,

51. Präsident.

Wie oft muß den Befehlen, das du schweigst auf der Stell, Nahm sie den
Schwur an;?

52. Loise.

Ich hab ihn erwidert dan,

53. Major.

Der Bund ist geschlossen schon.

54. Präsident.

Man wird doch wohl fragen dürfen, ich lasse das Ei sogleich hinaus werfen,
aber er zählt immer bar,

55. Loise.

Diese Frage versteh ich nicht gar,

56. Präsident.

Also nicht, ich meine nur, ein klein Verdienst hat jede Guer, Jeder Handwerker
hat einen goldenen Boden, bei dir wirds auch nicht sein erlogen,

57. Major.

Wie was? Hölle was war das?

58. Loise.

Nun versteh ich gut was dieses sei, Ferdinand, von diesen Augenblick an seid
ihr frei,

59. Major.

Vater keinen Schimpf, keine Unzümligkeit, Ehrfürcht befiehlt die Tugend auch
in den Bettlerkleid,

60. P r ä s i d e n t.

Eine lustige Komödie, wollen wir aufführen, der Vater wird die Quere seines Sohnes respektieren,

61. L o i s e.

O Himmel und Erde hört wie ich genant werde,

62. M a i j o r.

Vater sie gaben mir das Leben, nun ist bezahlt und zurückgegeben, der Schuldbrief der kindlichen Pflicht, der liegt zerrissen vor euren Angesicht,

63. M ü l l e r.

Ihro Exzellenz! die Tochter des Vaters Ebenbild, wer das Kind eine Quere schilt, der schlägt den Vater in das Gesicht, Sie werden es verdenken nicht,

64. M ü l l e r i n.

Hilf Herr und Heiland, jetzt richt den alten auch den Kragen über unsern Kopf wird das Wetter zusamen schlagen.

65. P r ä s i d e n t.

Neigt sich der Kupler auch einmal, wir sprechen uns auf jeden Fall,

66. M ü l l e r.

Halten zu Gnaden Exzellenz sie haben nur im Lande zu schalten, in meiner Stube haben sie nicht zu walten, ich lasse mir nicht schaffen in meinen Haus, eher wirf ich den ungehobelten Gast zur Thür hinaus.

67. P r ä s i d e n t.

Was, was,? war das?

68. M ü l l e r.

Das war nur so meine Meinung Herr, geschehen thuts doch nimer mehr.

69. P r ä s i d e n t.

Ha Spitzbube wart deine Meinung muß du büßen hart, in Zuchthaus zwischen vier Mauern dort, kanst du Bezahlen dieses Wort, die Gerechtigkeit soll meiner Wuth die Arme borgen für diesen Schimpf muß ich für schredliche Genugthun sorgen, Ein solches Gesindel soll meine Pläne verlegen und Vater und Sohn an einanderheken, Ich will an euren Untergang fühlen, ihr sollt meine Rache fühlen, Die Quere auf den Pranger, den Alten in Arrest, und Vielleicht auch den Galgen zulezt,

70. M a i j o r.

Seit ohne Furcht eiret wegen, dies geschieht nicht so lang ich zu gegen. Vater über treib es nicht, ich möcht vergessen meine Pflicht, in meinen Herzen gibt es einen Ort, wo ich nie gehört das Vaterwort,

71. P r ä s i d e n t.

Nichtswürdiger schweig geschwind, nicht noch mehr meinen Zorn entzünd,

72. M ü l l e r.

Frau schau du zu deinen Kind, ich muß jetzt zu den Fürsten geschwind, der Leibschneider ist mein Freund ich muß noch zum Herzog heut,

73. P r ä s i d e n t.

Was du willst zum Fürsten hin? Hast du vergessen, das ich die Schwelle bin? worüber du springen mußt, ehe du zum Fürsten kom thust, gehe nur hin Dumkopf, und thu es wagen, du kanst du kanst in einen Thurm deine Frechheit beklagen, da wird dir leuchten der Hölle ihr Schimer, kanst rasseln in deinen Ketten mit deinen Gewimer,

74. M a i j o r.

Ich sag euch bei meiner Ehr dies laß ich gesehen nimer mehr,

75. P r ä s i d e n t.

Im Namen des Herzogs Amtsbdiener leg hand an die Ohnmacht der Guer begreif ich schon, wen das eiserne Halsband wird ihren Nacken decken dan wird man sie Steinwürfen von ihrer Ohnmacht wecken,

76. M ü l l e r i n.

O Ihre Exelenz habt Erbarmen mit uns Armen,

77. M ü l l e r.

Anie vor Gott du alte Guer, u. nicht vor und der verworsensten Kreatur,

78. P r ä s i d e n t.

Alter Dupler du kanst dich verrechnet haben, ich hof es steht noch ein Galgen Lehr, muß ich es zweimal sagen,

79. M a i j o r.

Weg von hier, wer will es wagen, wer sich untersteht anzurühren, kan mit der Hirnschale das Trinken propieren, Water treiben sie das Spiel nicht weiter,

80. P r ä s i d e n t.

Wen dir das Brot lieb ist du Bärenhäuter.

87. M a i j o r.

Tod und alle Teuffel! ich sage! zurück, oder ich durchstoße dich in einem Augenblick, Water lassen sie ab,

82. P r ä s i d e n t.

Schurke dul was ich befohlen hab.

83. M a i j o r.

Nun sag ich treibt mich nicht zu weit, ich fordere euch auf in Namen der Gerechtigkeit,

84. P r ä s i d e n t.

Ich will doch sehen ob auch ich fühle diesen Degen,

85. M a i j o r.

Water! Water! was fangen sie an, die Gottheit sie euch strafen kan, Ihr macht Minister aus Henkers knechten, und von diesen noch die schlechten,

86. P r ä s i d e n t.

Weg von hier! fort mit ihr!

87. Major.

Vater an den Pranger stehen, soll sie schon, aber mit des Präsidenten Sohn,
Weiben sie noch bei ihren Wort,

88. Präsident.

Das Possierliche wird das Spektakel dort.

89. Major.

Vater ich werde den Offizirsdegen auf das Mädchen legen,

90. Präsident.

Das Portope ist das Prangerstehen an deiner Seite gewohnt, Fort mit ihr
und nicht verschont,

91. Major.

Vater eher ich meine Gemahlin laß auf den Pranger bringen, eher wird dieser
Degen ihr Herz durchbringen, Thun sie noch auf ihren Wort bestehen?

92. Präsident.

Wenn deine Klinge scharf genug so laß sehen,

93. Major.

Der Himmel soll mein Zeuge sein, kein menschliches Mittel fällt mir mehr ein,
darum mus ich zu einen Teuflichen schreiten, ich werde das Mädchen zu den
Pranger geleiten, da werde ich der ganzen Residenz erzehlen eine Geschichte wie
man Präsident wird oder nicht,

94. Präsident.

Gerichtsbdiener laß sie los, der Tölpel spricht in Wahnsinn bloß. Heute will ich
gehen, in dessen will ich sehen ob die Quere ihn vergessen, Ich werde euch an
mich verstellen, wen wir niemanden wiedersehen, Ab,

95. Major.

Loise fasse Muth die Prüfung ist vorbei, Gedenk auf unsern Schwur und bleibe
immer treu, Fähr heute lebewohl, wegen Vater leb in Vertrauen. ich will mit
meinen Schwert seine Pläne durchhauen.

96. Müllerin.

Auf der Stell jezt in die Kammer, was hilft euch jezt der Rakenjammer, Zu-
vor gethan hernach bedacht, hat Manchen schon in groß Leid gebracht.

97. Baijaß.

Holla! jezt kenn i mi gar nimmer aus, weil jezt alles so still ist im ganzen
Haus. Ich hoff döß habt mich vergessen nicht, ich bin immer das alte Karren-
gesicht. Jezt ist er wohl fort der ganze Numl, ich han mich gemüßt hinter die
Stige tumml, da han i hoamla a bisl zugelobt und den graukopfeten Schelm
weil er ist vorbeigang die Schnupstibatbize aus der Tasche gstoßln.

O der alte Höllraml den wird der Luzifer einst recht zam graml, das ist decht
a rechter Zipfl, der hat Ehrlichkeit schon gar kein Lipfl, Seinen Vorgänger den
frühern Präsidenten hat er Gift unter den Wein gethan, i main halt ein halb
Benten, da hat er fraili müssen hinwern, hat ers mögen thun hart oder gern.
Seiner Lieben hat ers gsagt, do hat er das Rechte erwischt, weil er gemoant

hat, daß es auch so a Wiener ist, das hat ihn der Due just a mearst g'sagt, und damit die Gaire von den Tauben verjagt. Aber dös wearrt sehen, no ist die Komödie nit aus, wegen einen Verbrechen macht man sich nichts drauß, O den Alten, den kenn i gut, der hat den Kopf voller Teufel und die Hände voll Blut.

4. Aufzug.

1. Präsident.

Das war eine Teufelsgeschichte, so hab ichs vermuthet nicht.

2. Wurm.

Wie ihr vermuthet, gnädiger Herr, der Zwang erbittert die Schwärmer noch mehr.

3. Präsident.

Ich hab in diesem Anschlag das beste Vertrauen gesetzt, denn wenn das Mädchen beschimpft würde, müßte mein Sohn als Offizier doch zurücktreten zulßt.

4. Wurm.

Dieses hat er gemüßt wen er wollte, aber zum Beschümpfen hätt es doch (nicht) kommen sollen.

5. Präsident.

Und doch wenn ich jetzt überdenke noch, ich habe mir es zu wenig überdacht, mit seiner Drohung hät er doch nicht Ernst gemacht.

6. Wurm.

Ganz sicher sind Sie keine Stund, der gereizten Leidenschaft ist keine Thorheit zu hant, Sie sagten zu mir schon oft, der Major schittelt zu ihrer Regierung stets den Kopf, ja ich glaub es Ihnen gern, von seinen Grundsätzen wird man ihn hart befehren, er taugt nicht an unseren Hoff das hab ich mir gedacht schon oft.

7. Präsident.

Das ist eine alte Geschichte, und ändert an der Sache nichts.

8. Wurm.

Euer Exzellenz ist die Wunde bekannt, und bielleicht auch der Verband, und auch den Major hätt man zum Vertrauten sollen machen nie, dann wären ganz sicher sie niemals zum Feind, so hätten sie können handeln heut, Machen sie durch wiederholte Stürme glauben, daß Sie wollen die Liebe rauben, so ist zu fürchten mit gewalt, daß er seinen Vater bringt an Galgen bald.

9. Präsident.

Schweig! er macht mich ganz verwirt, weil er mich vor den Abgrund führt.

10. Wurm.

Ich will ihn zurück führen gnädiger Herr, wenn ich nur darf reden mehr.

11. Präsident.

Neden sie mir ein Verbrechen, zum verbande wie ein Verdamnter zum Mitverdamnten.

12. Wurm.

Es geht auf die einfachste Art, es ist noch nicht vergeben die ganze Kart, Messen sie sich mit einer Leidenschaft nicht, die jeden Widerstand mächtiger durchbricht, überlassen sie es mir, ich bin gewiß der Wurm der den Major aufschrott.

13. Präsident.

Ich bin begierig nun erzähl, wie du dieses an willst ställ.

14. Wurm.

Nun ich müßte mich schlecht auf den Barometer der Seele verstehen, ich möchte den Major in der Eifersucht sehen, machen sie ihn das Mädchen verdächtig nur, als wenn, sie auch eines andern Gner, an einer einzigen Gran wird man genug haben, die ganze Masse in Gehrung zu Sagen.

15. Präsident.

Sa aber wo diese Grane nehmen.

16. Wurm.

O diese ist leicht zu bekommen, Vor allen sagen sie mir gnädiger Herr ob ihn mit der Verbindung der Ladi Milfort Ernst war.

17. Präsident.

Wie kann er dieses fragen, wie oft mus ich denn dieses Sagen, denn du sollst wissen eben so gut, das unser Glück von der Ladi abhängen thut.

18. Wurm.

Jetzt haben sie die gnade zu hören wie es ist, wir umgehen den Major mit einer Lüßt, wir diktieren den Mädchen einen Liebes-Brief vor und schicken ihn in die Hände des Major.

19. Präsident.

Toller Einfall, das wird sie lassen bleiben, sie wird ihr Todesurtheil nicht selber schreiben.

20. Wurm.

Sie muß die Zeilen selber schreiben, wir wollen sie so lange in die Enge treiben, wir schieben den Musikanten vor zwischen sie und den Major.

21. Präsident.

Nun zur Sache was ist als dann zu machen.

22. Wurm.

Nachdem mir Cure Exelenz gesagt haben, ist es leicht den Musikanten einen Prozeß auf den Hals zu laden, Wie er sich gegen ihnen Gewalt hat erlaubt der begeht ein Majestätsverbrechen überhaupt.

23. Präsident.

Doch ernsthaft können wir die Handlung doch nicht treiben,

24. Wurm.

Es ist keine Gefahr dabei, wen der Musikant auch verhaftet sei, wir können ihm auch die Freiheit geben, wenn nur, was wir wollen geschehen.

25. P r ä s i d e n t.

Bekomt aber Wind der Major, so ist die Sache schlechter als zuvor.

26. W u r m.

Das lassen sie nur meine Sorge sein gnädiger Herr, der Alte wird nicht losgelassen mehr, die ganze Familie muß ablegen einen Eid zur Stille und Verschwiegenheit.

27. P r ä s i d e n t.

Dumkopf einen Eid, das ist Gleichgiltigkeit.

28. W u r m.

Bei uns wohl gnädiger Herr, bei dieser Menschenklasse aber nimmermehr, Eid zur Stille und Verschwiegenheit.

29. P r ä s.

Ja ich gib mich hier überwunden, das Ding ist Satanischn genugs erfunden, der Schüler übertrifft den Meister, Für jetzt ist aber die Frage an wen muß der Brief gerichtet sein? es fragt sich vor allen Dingen, mit wem wir sie in Verdadht thun bringen.

30. W u r m.

Nothwendig wird jemand sein, der durch der Ladi Einfluß, sehr, sehr viel verlieren muß,

31. P r ä s.

Von den Herrn all wüßt ich nur den Hoffmarschal.

32. W u r m.

Der Geschmaß freilich viel zu Wünschen übrig ließ, wen ich Loise Müllerin hieß.

33. P r ä s.

Und warum den nicht, du Herr von Wunderlich, Paal der Geschmaß wird nicht in Betracht gezogen, wo die Dukaten in der Hand gewogen, Die Bürgerlichen sind nicht so delikats, wen der Liebhaber nur viel zu spendieren hat; da bist du nun auf den Holzweg mein Freund, ich schick um den Marschal noch heut.

34. W u r m.

Ja unterdessen thun sie die Gefangennehmung des Geigers nicht vergessen.

35. P r ä s.

Hier dieser Verhaftsbefehl, muß in die gerichte schnell.

36. W u r m.

Der Herr Marschal steht vor der Thür.

37. P r ä s.

Gut, er soll herein zu mir.

38. M a r s c h a l.

Ei guten Tag Herr Präsident, heit bin ich ganz passamarend, war gestern auf den Ball, hab getanzt mit den Fräulein all, thun die Knochen mir heut noch weh, das ich sehr hart auf den Füßen steh.

39. P r ä s.

Sei mir willkommen in meinen Haus, es ist zu keinen nicht mehr aus, seit eben komen recht Marschal, es scheint mir gehn zu Grunde all, Ich muß bitten um einen Rath, was man da zu machen hat.

40. M a r s c h a l.

Machen sie mir nicht Angst mein Süßer,

41. P r ä s.

Wie gesagt ist nichts gewisser, sie wissen mein Projekt mit der Ladi und den Major, und wie nothwendig dies zu unseren Glücke war, das schöne Gebäude nun zusammen bricht, den mein Ferdinand will durchaus nicht.

42. M a r s c h a l.

Will nicht, will nicht, es ist schon überall bekant, es weis es die ganze Stadt schon, ja das ganze Land.

43. P r ä s.

Er liebt eine andere, will die Ladi gar nicht sehen, sie können vor der ganzen Stadt als Windmacher da stehen.

44. M a r s c h a l.

Sie scherzen ganz gewis, wäre dies wohl ein Hinderniß.

45. P r ä s.

Ja das größte das es gibt, weil er eine Andre liebt,

46. M a r s c h a l.

Er soll so dum und töricht sein, das ihn fallen solche Grundsätze ein.

47. P r ä s.

Fragen sie ihn und hören sie was glaubete er selber nie.

48. M a r s c h a l.

Und wen ich ihn wolt fragen, was würde er mir zur Antwort sagen.

49. P r ä s.

Daß er der ganzen Weiten Welt unser Verbrechen vor erzehlt, Das er unsre falschen Briefe, und Quittungen will entziffern, und uns beide will an den Galgen liefern.

50. M a r s c h a l.

Sind sie von ihn Herr Präsident?

51. P r ä s.

Weil, er unser Geheimniß kennt, beinahe hat er Gebrauch gemacht. Ich ihn nur durch Bitten davon abgebracht, nun hab ich sie um Rath wollen fragen.

52. M a r s c h a l.

Mein Verstand steht still ich muß es sagen.

53. P r ä s.

Das ist doch nicht alles schon, zu fürchten ist aber ehr macht mir Spion, das

der Oberschenk von Vock auf den Sprunge sei, und wird jetzt um die Ladi freien.

54. Marschal.

Was, Was? Sagen sie der Herr v. Vock unser Feind?

55. Präf.

Und nicht ohne Erfolg, wie es scheint.

56. Marschal.

Daß ist doch zum rasend werden, den Vock zerreißen möcht ich gern hören sie was diese Nacht mir dieser Vock für ein Skandal hat gemacht, die Prinzessin verliert an Tänzern das eine Strumpfband, der Strumpf rutscht hinunter bis an Hand, es wird Lärm im ganzen Saal, ein jeder sucht jetzt überall, ich war so glücklich das ichs fand, und trug es in meiner Hand, da ist mir der Vock in die Nähe kommen, hat mir das Strumpfband weggenommen, gibt es der Prinzessin in die Hand und schnappt mir weg das Kompliment.

57. Präf.

Impertinent.

58. Marschal.

Und schnappt mir weg das Kompliment, ich meinte vor Zorn in Ohnmacht zu sinken. Ich bitte Sie! eine solche Nothlüst, hab ich erlebt noch nie, endlich hab ich der Durchlaucht, der Vock war so glücklich ihnen das Strumpfband zu überreichen, jener aber der Ihnen das Strumpfband hat gezeigt, belohnt sich in der Still und schweigt.

59. Präf.

Brav! Marschal, das von wahrer Bildung zeigt.

60. Marschal.

Ist still und schweigt aber ich werde es bis zum jüngsten Gericht diesen Vock vergessen, nicht, aber hören sie was weiter geschah, als der Vock das Strumpfband sah, als ich ihn daselbe nicht gleich gab streicht er mir auf den Kopf den Buder ab, und dieser Vock, kans möglich sein der soll um die Ladi frein.

61. Präsident.

Weil, nicht will mein Ferdinand, und sich meldet sonst niemand,

62. Marschal.

Aber wissen sie den gar kein Ding, den Major zu einen andern Entschluß zu bring, ist es auch noch so böß u. verzweifelt, nichts ist mir zu gewagt und verteufelt, ist das Mittel noch so schlecht, den Vock aus zustechen ist mir jedes recht.

63. Präsident.

Ich weiß nur eins und dieses steht in ihrer Macht.

64. Marschal.

Ja meinen, das hat ich mir nicht gedacht.

65. Präsident.

Den Major mit seiner Geliebten zu entzweien.

66. Marschal.

Zu entzweien? ich weiß nicht wie sie dieses mein.

67. Präsident.

Alles ist gewonnen, wenn wir ihn das Mädchen verdächtig machen.

68. Marschal.

Daß sie stiehlt allerhand Sachen.

69. Präsident.

Ach nein, dies würde nicht geglaubt, sondern daß sie sich auch mit Andern hat erlaubt.

70. Marschal.

In dieser Andre wär?

71. Präsident.

Sie mein Herr.

72. Marschal.

Wie, was? ich. Ist das Mädchen adelich?

73. Präsident.

Welcher Einfall ist den das?

74. Marschal.

Bürgerlich also, das wird nicht gehen was.

75. Präsident.

Was wird nicht gehen? Narrenpossen, wer wird da ein Anstand nehmen ein großen¹⁾, wen unter der Sonne wird es einfallen zu fragen was das Mädchen für einen Stammbaum thut haben.

76. Marschal.

Aber denken Sie, ein Ehemann und bei Hof in Reputation!

77. Präsident.

Herr, Verzeihen Sie, das hab ich nicht gewußt, daß Ihnen die Sitten mehr wert sind als unser Einfluß.

78. Marschal.

Herr Baron, seien Sie klug, Sie haben mich verstande nicht genug.

79. Präsident.

Nein, nein Sie haben vollkommen Recht, ich bin jetzt auch müde, weil der Staatswagen geht so schlecht, denn Boß wünsch ich zum Premier-Minister Glück, ich fordere vom Herzog die Entlassung und kehre nicht mehr zurück.

80. Marschal.

Sie haben gut schwagen, gedenke nicht an mich Sie Sind ein Millionär, aber ich bin gebunden, an des Fürsten Gnad, meine Familie ohne diesen kaum acht Tag zu fressen hat.

¹⁾ Ab hier neue Schrift.

81. P r ä s i d e n t.

Wenn du auch verlierest die Gunst und Ehre, kanst jetzt zum Zeitvertreib die Waffen kehren.

82. M a r s c h a l²⁾.

Ich beschwöre Sie thun sie mich nicht hassen, ich will mir ja Alles gefallen lassen.

83. P r ä s i d e n t.

So müssen sie ihren Namen hergeben, über die Geschichte schweigen ihr ganzes Leben.

84. M a r s c h a l.

In Gottes Namen sonst bricht mein Glück zusammen.

85. P r ä s i d e n t.

Und den Brief hinlegen wohl, wo ihn der Major finden soll.

86. M a r s c h a l.

Zum Exempel auf der Parade, wie von Ungefähr mit den Schnupftuch heraus gezogen u. find ihn nicht mehr.

87. P r ä s i d e n t.

Und die Rolle ihres liebsten Man, gegen den Major behaupten dan.

88. M a r s c h a l.

Gut den Naseweiß will ich schon waschen das ihn der Apetit vergeht mit mir zu naschen.

89. P r ä s i d e n t.

Und geht Alles nach Wunsch, allein, der Brief mus heute noch geschrieben sein Sie müssen vor den Abend noch hierher, ihn abzuholen u. zu reden noch mehr.

90. M a r s c h a l.

Sobald ich die Hoffsitzen werd abgelegt haben kom ich glauben sie werden verzeihen wen ich mich beurlaube.

91. P r ä s i d e n t.

Ich rechne auf ihre Verschlagenheit Marschal.

92. M a r s c h a l.

Sie können darauf zehlen auf jeden Fall.

93. W u r m.

Der Gaiger ist in Arrest gebracht, sein Tochter komt wie ich gedacht, ich erwart sie jeden Augenblick, darum Exzellenz, ziehen sie sich zurück; es ist besser ich bin allein, als wen sie auch zugegen sein.

94. P r ä s i d e n t.

Nun auf Wiedersehen ich will unterdessen Spazieren gehen.

²⁾ Ob hier wieder alte Schrift.

95. W u r m.

Herein! Jungfrau Loise, wünsch guten Abend sie sind sehr pünktlich und behende.

96. L o i s e.

Wo ist mein Vater? wo ist der Präsident?

97. W u r m.

Dein Vater ist nicht hier. der Präsident ist unwohl., und ich habe die Ehre das ich ihn vertreten soll.

98. L o i s e.

Nun dan sind wir fertig behüt Gott Herr Sekretär.

99. W u r m.

bleiben sie noch hier! vergönnen mir die Ehr.

100. L o i s e.

Sie könnten mich ja suchen auf der Schandbühne dort.

101. W u r m.

Loise sie thun mir Unrecht ich muß davon kein Wort.

102. L o i s e.

Was steht dan zum Befehl, warum bin ich den hier.

103. W u r m.

Dein Vater hat befohlen, das du sollst kom zu mir.

104. L o i s e.

Mein Vater sagst, o so laß mich eilends zu ihm gehen,

105. W u r m.

Dein Vater laßt dich grüßen, kanst ihn aber nicht sehen.

106. L o i s e.

Mein Gott! wo ist er dan.

107. W u r m.

Er sitzt im Kerker u. warum weißt du schon.

108. L o i s e.

Warum den in den Kerker, warum den so schnell.

109. W u r m.

Auf des Herzogs Befehl.

110. L o i s e.

Was hat er den verbrochen, was hat er den gethan? Weil ich in sein Verhalten nicht Schlechtes finden kan.

111. W u r m.

Weil er den Präsidenten seine Majestet hat verlegt, darum wurde er in Arrest gesetzt.

112. L o i s e.

Also war noch übrig das, mein Herz liebte außer den Major nie etwas, den Himmel seine Unschuld ist bekant. Wie steht es den mit Ferdinand.

113. W u r m.

Dieser hat zu wählen, entweder die Ladi, oder Fluch und Enterbung.

114. L o i s e.

Mein Vater die Majestet verlegt, Ferdinand seines Erbes entsetzt nun kan ich ruhig sterben, eine größere Büberei kan nicht erfunden werden.

115. W u r m.

Die Mutter wurde vor Kurzen in das Spinhaus abgeführt.

116. L o i s e.

Schlag auf Schlag mir auch gebührt. Ist die Zeitung bald zu Ende, oder wissen sie noch Etwas, nur heraus behende.

117. W u r m.

Was geschehen ist das haben sie gehört.

118. L o i s e.

Aber nicht was Komen wird. Armer Mensch du treibst ein traurigs Gewerbe, du kanst doch unmöglich selig sterben. Schrecklich ist Unglückliche zu machen, häßlich ist Unglück verkünden unter alle Massen, vor zu singen den Raben- gesang. Ich möchte nicht du sein, mir ist um dich bang.

119. W u r m.

Ich hab es nur gesagt, weil du mich hast gefragt.

120. L o i s e.

Höre Mensch! du hast deine Studien gewiß beim Hälter gemacht, weil du dein Doldh so langsam Herzen gebracht. Sage mir was wartet meinen Vater für ein Schicksal, laß mich das Schrecklichste hören auf einmal.

121. W u r m.

Ein Kriminal Prozeß wartet auf ihn, wen ich gut unterrichtet bin

122. L o i s e.

Das schreckliche Wort versteh ich nicht, was ist dies für ein Gericht?

123. W u r m.

Ein Gericht auf Leben oder Tod.

124. L o i s e.

Jetzt hab ichs verstanden großer Gott, nun ich will zum Fürsten, will ihn die Geschicht erzählen ich will ihn die Wahrheit dan recht vor Augen Stell.

125. W u r m.

Gehen sie nur hin, sie machen gewiß ein Glück sie komem gewiß zu frieden und getrost zurück.

126. L o i s e.

Wie sagen sie, wie meinst du, es muß etwas Abscheuliches sein weil du selbst rathest dazu, woher weißt du, daß mir der Fürst auf meine Bitt wilfahren wird

127. W u r m.

Weil er durch deine Gunst, es nicht wird thun dürfen umsonst.

128. L o i s e.

Welchen Preis kan er fordern, da ich ein armes Mädchen bin?

129. W u r m.

Die schöne Supplikantin ist Preis genug für ihn.

130. L o i s e.

Gerechter Gott! sieh meine Noth.

131. W u r m.

Um einen Vater von vom Tode zu befreien wird dieser Preis doch nicht zu viel sein.

132. L o i s e.

Ja, ja! es ist wahr. Du bist der Vater mörder, Vater helf dir der allmächtige Gott, ehe ich sündige sollst du leiden den Tod.

133. W u r m.

Mädchen wen du zu mir Vertrauen hast, ich weis ein Mittel, dir zu nehmen deine ganze Last.

134. L o i s e.

Mensch was brütest du jetzt mehr?

135. W u r m.

Weil du mir erbarmest sehr.

136. L o i s e.

Etwas zu leisten bin ich nicht im Stande.

137. W u r m.

Es kan geschehen ohne Sünd u. ohne Schande.

138. L o i s e.

nun was wär zu machen.?

139. W u r m.

Du must von den Major davon lassen.

140. L o i s e

Ich kan ihn nicht zwingen mich zu lassen.

141. W u r m.

Du must ihn eifersüchtig machen, hier ist Feder Tinte und Papier, setz dich nieder, und schreibe hier, was ich dir andiktieren will, für das Leben deines Waters ist dies nicht zu viel sonst kan geholfen werden nie.

142. L o i s e ³⁾.

An wen sol ich schreiben und wie. *

143. W u r m.

An den Hender deines Vaters kanst mir Glauben.

144. L o i s e.

Du verstehst die Gele auf die volter zu schrauben.

145. W u r m.

Schreib nur Gnädiger Herr, mir ist die zeit zu lang da ich dich gesehen lang nicht mehr han, jed Stund u. Augenblik geht verloren ohne dich.

146. L o i s e.

An wem ist der Brief um Himels wiel bebor ich dies nicht weis so halt ich still, wer erhaltet dieses schreiben.

148. W u r m.

Du kanst es auch lassen bleiben.

148. L o i s e.

Mensch mit deinen Gsicht theile Paradiese aus. und du wirst keine Tröster finden nicht und fahre fort von Wort zu Wort.

149. W u r m.

ich will nicht lenger Reden mehr, ich brauch, von dir kein Krüstenlehr, mein langer Arm, Dich finden kan, du wirst auf mich auch denken dran.

150. L o i s e.

An wen ist die Attres zu machen dan

151. W u r m.

An den Herrn Hofmarschal von Kalb.

152. L o i s e.

Mein Gott den ken ich nur halb und halb.

153. W u r m.

Was die Sach nicht Andern Dein underschriest. dan ist es ghut, Liebste, Thun sie es nicht vergessen das, Vielleicht dieser besuch dernacht zur Eh gereicht.

154. L o i s e.

Sprechen sie es nicht aus das entsehlliche Wort mein Herr, sie sint auf dem Wege etwas zubegeren mer.

155. W u r m.

Gesezt es were dise nidliche Hand, hieltest du es für eine schant;

156. L o i s e.

So halt ich dich in der Braut Nacht verstehen und mich gern lassen an das Matt flechten. sind wir jetzt fertig mein Herr kan die Thauben nun fligen mehr.

³⁾ Ab hier Schrift des R. Wechselberger.

157. W u r m.

Nur noch eine Kleinigkeit, ihr mißt auf das Sakrament schwören einen Eid, das diese Schrift freiwillig war über alles zu schweigen ganz und gar.

158. D o i f e.

Gott verzeih mir diesen Unsin, weil ich dazu gezwungen bin, weil du selbst mußt das Siggel geben, die Werke der Hölle zu beleben.

159. W u r m.

Jungfrau lebewohl, wen ich dich doch nicht mehr sehen soll.

160. B e h a z.

Ma jetzt kimi just zurecht das ich mit dir ein Wort reden mecht, mir ligt etwas in Magen, Wurm darf ichs fragen,

161. W u r m.

Ich bin nicht Wurm ich bin Sekretter, mitt dir Schweine hit ich nimer mer.

162. B e h a z.

nun den Herr Drefertter, hit ich ab weil ich dies gewußt nicht hab, ich hab dich zuvor nicht gefant. den Wirmer gibt es allerhant,

163. W u r m.

Nun was ist dein Verlangen, wegen was bistu zu mir gegangen.

164. B e h a z.

Ich hab nur wollen fragen, was du einmal einst wirst sagen, wen dich der Tod beim Schedel frigt und der Wurm in Staube ligt.

165. W u r m.

Ich bete oft den Rosenkranz, hör alle Tag ein Messe ganz, all Acht Tage ge ich zur Weicht, ich hoff mir wird das Sterben leicht.

166. B e h a z.

Schon schon schon, ein Heiliger wie die Anhilfsau, ein betender Mensch, und ein bissiger Hunt, wen wen du damit etwas zu thun hast, gehst du gewis zu Grund.

167. W u r m.

Ich flühe Tanz und Lustbarkeit, und (gehe) zum Opfer allezeit, und danke Gott in meinen Sin, das ich nicht wie andere Leute bin.

168. B e h a z.

Augenverdrehet, Pfeningeseher Frichereih und Schmuzererei, Glaubst es nur zweifile nicht der Teufel lacht dir in dein Galgengsicht.

169. W u r m.

Ich will nicht lenger Reden mer, ich brauch von dier kein Kristenlehr, mein langer Arm dich strafen kan, du wirst auf mich wohl denken dran.

170. B e h a z.

Alse jez bin i wider allein, jez kom i wider an Razensprung doin, Leite i Sags enk, döz mögt mir Glauben, als bei der jezigen Zeit, Halbarn sein, wolt ich über den Teufel Kälter zam kauden, früher da war wol ein Leben gewesen,

bin oft halbe Lage bei den Schmalzkiblan gessen, wan i bin köm in ein Haus, da hats geheisen, geh Bahaz is den Nibler aus, ge thu a win Rasten und Söh dich nider und wen du zu Gin hast kim halt wieder, und wen ich dan der Weirin angehört die Hen und die Kinderlan zu loben, dan sein mir ganze Hende von Kraffen und Strauben in die Taschen Gflogen, aber jetzt ist ein andere zeit jetzt ist die ganze Welt, volle Peit, wan ih kim zu einen Haus, schaugen högstens ein bar zotete Frazen beim Fenster heraus, der Bauer tut sich gewenlich verstecken, und die Weierin, mit ein Musigen Maull, von der Kuchen dier den Kragen aufer reken., darum dun mir die Stimpfe nicht mer daroben bleiben, weil ich Wadli auf den Knischeiben, ja dan heist es bein Leiten jeh sein sobil dikischa zeiten, ist allibeil an Ding, und gleich ist die Zeith, der Tamisch und Tikisch ist nur bei die Leit, i wer sonst wol misen auf hern von meinen dazöll, sonst frig i halt ein Wieyer auf das hinter Gföll, ich wer mich misen zu meinen Leiten schlein, sonst kinat i wol mengel sein i kinat das beste Versaum i mus mir schon zubor die Ornn aus Raum, das (i) alles der Gug und der Herr halt (ih) wider kim aft derzöl is enk mer.

Ende ds 4. Aufzuges.

5. Aufzug.

1. Mehör.

War hier kein Marschal,

2. Bedinter.

Herr Mehör, der President fragte nach ihnen schohn zweimal.

3. Mehör.

Ins Teifels nahm ich frage nach den Marschall du dumer Stodfisch.

4. Bedinter.

Der Gnedige Herr sitzt oben auf den Pfaro Thisch.

5. Mehör.

der Gnedige Herr soll in Namen der ganzen Höll hiher zu mir komen schnell,

6. Bedinter.

Herr Mehör es soll geschehen ich werde ihn jetzt zu sagen gehen,

7. Mehör.

Es ist nicht möglich nein, das in einer so Himlischen Hille, ein so Teiflisches herz kan sein, und Toch wan all e Angel von ihrer Unschuld zeigen so ist diese Schrift von ihrer Hand, von ihrer eigenen, ein Ungeheirer nie erhörter Betrug wie in die Welt auf zuweisen hat genug ihren beteurungen von Liebe ist alles erlogen, halt het mich die Gistige Schlange betzogen. Toch nun ist es mir klar, warum sie so still und ruig wahr, werenden ich fier sie hab den Mahrn gemacht, hat mich ihr falsches Herz Braf ausgelacht — aber Untreie zitere falsche nur wart du must es Wisen Schwer und hart den meine Liebe ist nicht Klein, so soll meine Rache nicht kleiner sein.

8. Marschall.

Mein bester was tut ihnen zu Willen stehn.

9. M e h o r.

Einen Schurken den Hals um zu drehn Marschall diser Brief mus ihnen bei der Prade von der taschen gevallen sein, und ich war der Glidliche finder und stek ihn ein.

10. M a r s c h a l l.

Verbindlichstn Dank Herr Mehor, das sie in stecken ein, ich hoffe es wirt nicht doch wichtig sein.

11. M e h o r.

Es ist für uns Beide sehr wichtig haben sie es mit den Gewissen richtig.

12. M a r s c h a l l.

Ich sie nicht verstehen kan, sie sehn wie ich erschrockt Baron.

13. M e h o r.

Was man nicht will verstehen, da nehmen sie den Brief und lesen sie, wen ich zu einen Bibhaber zu schlecht schon, vileicht las ich mich zu einen Kupler besser an.

14. M a r s c h a l l.

Verflucht den Brief het ich bei ihnen nicht gesucht.

15. M e i o r.

Gedult über Marschall, wart ein wenig der Diner ist dir Untertenig, ich ferlange einen finder Lohn.

16. M a r s c h a l l.

Wester sint sie ferninstig dan.

17. M e i o r.

Verninstig bin ich mer als zufil weil ich einen Schurken in die andere Welt schiden will da nehmen sie das Schnupstuch hien das hab ich von deiner Vulerin.

18. M a r s c h a l l.

Über den Schnupstuch das ist Raferei.

19. M e i o r.

Ich weis schon was es sei, angefast und schnell damit sie ebbe nicht Schifsen fehl, wie sie zithert dise Memme, weil ihr das nicht ligt, sie können Gott danken das der Hirnkasten nimals drigt halt dafier wirt gebeten sein.

20. M a r s c h a l l.

Auf den Zimmer Baron sind wir allein.

21. M e i o r.

Für dich wer schat ein anderer Blaz hier knalt es fiel beser über Schak, das ist das erste Gereisch das die Welt von dier (hören) thut schlag nur an und Zile gut.

22. M a r s c h a l l.

Junger Mann vier was dein kostbares Leben der Gefar aus sezen.



23. Meior.

Schlag an sag ich, oder ich Schieß dein Schedel in Tausend Fezen auf der Welt habe ich nicht mer zu tun nach heint.

24. Marschall.

Aber ich um desto mehr meinen Freund.

25. Meior.

Sah freilich zu gännen und zu Schlafen, und dein Gesicht in einer Minuten sieben mal kurz und lang zu machen, ein Register vorzufiren ihwer die Stufenge deines Herrn und die Hunde fressen lern, ich will dich hin firen an einen Ort wo du singen kanst fort und fort; da kanstu die Verdamten unterhalten mit deinen Wiz, da krigen sie zu kalt bei der größten Hit.

26. Marschall.

Wie sie Befelen Herr, was sie beliben nur die Pistole weg, dan will ich mich in alles figen.

27. Meior.

Wie er dastet der schmerzens Man Sögsten Schöpfungstag zum Spott und Schant wie in der Himel in die Welt und die Natur zum Gspött hat her gestellt, es ist fier die einzige Unze Hiern schat die dieser Töbel in Schedel hat und dise einzige Unze hat dieser Pabian gemacht zu einen Besseren Man.

28. Marschall.

Gott sei Ewig Dank und Ehr, er wirt nun wider wizig mehr.

29. Meior.

Nun ich will ihn gelten lasen, den Wurm verschon den ich du Hasen aber sag mir. du auswurf der Menschheit kanst du mit den Mädchen weith?

30. Marschall.

Vasen sie mich Los ich will alles gestehen.

31. Meior.

Es mus Reizender sein, mit disen Mädchen verdamt zu werden, als mit einer anderen in den Himmel zugehn. Augenblicklich bekän oder ich hier dein Falshes (Hirn) durch brenn.

32. Marschall.

Lasen sie mich erzelen, von anfang an sie stent ja bedrogen, und hintergan.

33. Meior.

Und davon mahnst du mich Wöfewicht, bekönne oder ich verschohne Sich nicht.

34. Marschall.

Mein Gott ich ja Sprechen wil ihr Vater ist dabei im Spiell.

35. Meior.

Und hat verkubelt sein eigenes Kind, ich drife ab, bekönn geschwind.

36. Marschall.

Sie sind toll und Nasen, weil sie nicht Glauben mir, ich kön sie nicht, Ich sah sie nie, ich weis gar nicht von ihr.

37. Meior.

Du fast sie nie, du könst sie nicht, dein Mund in einem Adem drei Lugen spricht, dieses ist doch unerhört, wart schlechter Kerl du bist kein Schuß Pulver werth; (Marschall get ab.)

Unglückliche du bist verlorn, in diesen Augenblick ist hier der Tod geschworen, aber nur getrost du gehst nicht allein, ich werde jenseit beim Richter auch erscheinen, Richter will ich sagen, Schenk das Mädchen mir, an einer so schwarzen Seel ist wenig gelegen hier, sie hatt mich verachten gebracht um mein Heil darum las uns auch die Strafe theil, die Vermehrung ist zwar schrecklich ob lange Ewigkeit es lest sich nicht mehr endern ich bin dazu bereit.

38. P r e s i e d e n d.

Nur gut daß du das bist mein Sohn ich komme hier etwas Angelegenes zu Fragen, Ferdinand, es wird dich ihber Raschen, weil es hier unbekant.

39. Meior.

O mein Vater mein Herz Jez keine ihwerraschung kennt.

40. P r e s i e d e n d.

Was fölt hier mein Sohn, deine Sant zittert und brennt?

41. Meior.

Verzeihung mein Vater für meinen Undank ich habe eire gite nicht erkant, sie meinten es mit mir so Beterlich, und wie habe es vergolten ich, O sie haben eine weisfagende Seel nun sie ich es ganz hell.

42. P r e s i e d e n t.

Steh auf mein Sohn besinne dich daß du zu mir in Redzel sprichst.

43. Meior

O diese Millerin sie kennen den Menschen gut wie Gerecht war ihre Wuth.

44. P r e s i e d e n d.

Martere mich nicht mein Sohn, was ich durch meine Herte verdorben will ich wieder gut machen schon.

45. Meior.

Ihre Mißbilung ist weisheit ihre Herte war Himlisches mitleit, ich verfluche meinen bösen Sin, weil ich ihberzeigt ganz bin.

46. P r e s i e d e n d.

Sch widerrufe meinen falschen verdacht, woh mit ich hier Verdruß gemacht. diese Millerin mein Sohn ist deiner Liebe wierdig schon.

47. Meior.

Was auch sie Glauben es ist wahr, sie ist die Unschuld ganz und gar, kan es ihr Wunsch sein sie zulieben.

48. P r e s i e d e n d.

Es wer Teiflich ein solches Geschöpf zu betrieben.

49. Meior.

Innerherte Heichelei ist es möglich das in einer so Englischen Gille eine so schwarze Seele sei diese Millerin Vater hört mich an.

50. Presiedend.

Soll die Gattin sein für meinen Sohn ich rechne ihre Tugend für Adel, ihre Schönheit für Golt, ihr könnt eich verbinden wan ihr wolt.

51. Meior.

Leben sie wohl Vater es felt noch. Meior geht ab.

52. Presiedend.

Wohin Stimanstu bleibe doch.

53. Marschall.

Nun mein bester wie schaut es aus, ist in der Falle unser Maus.

54. Presiedend.

Prechtig hat gewirkt unser Gift, aber gibt acht das dich kein Unglik trifft, er ist vol zorn und Eifersucht, und hat die ganze Welt verflucht.

55. Marschall.

Ich war schon bei inen es ist schon abgemacht, er ist ganz in Verzweiflung und ich hab ihn ausgelacht.

56. Presiedend.

Was was wie habt ihr eich benom das ihr mit heiler Haut dafon seit kun.

57. Marschall.

O das war ein leichtes Spiel, er hat gurasche gar nicht viel ein ernsthaftes Wort ein faures Gesicht, dies verdragt sein Milchbart nicht.

58. Presiedend.

Und was habt ihr den dan getan, hat ehr eich nicht wollen greifen an.

59. Marschall.

Ich badte ihn beim Tragen, dre ihn im Kreise herum.

60. Presiedend.

Schweigt Marschall ich bin gar nicht so tum, erzelen sie diese Gschicht einen andern Blinden, ich las mir keinen Bärn aufbinden, den ich weis es alzugut, in was fier einer Tapferkeit bestehen tut, fier den ganzen Hoff Wülkinge machen mit den Firsten Schmol und Lachen, den Damen ihre Kittel ausstauben Strimpfbender suchen und aufklauben und fier diesen ganzen Ruhm al verdienen sie die Tapferkeit Mätall.

61. Marschall.

Respekt Herr Presiedent ich danke für die Er, das man mich doch brauchen kan das freut mich recht ser, da ich nun (ü)verflisig bin so zieh ich mich zurik, seit der Handel gewonen ist so wünsch ich eich viel Glik.

62. Presiedent.

Nun dan Leben sie woll Marschall aufs wiedersehn.

63. Marschall.

Ich wünsch das die sach nicht schief dut gehn.

64. Wurm.

Nun thro Exilenz sint sie zufrieden gestellt.

65. President.

Wurm wie der Teifel wan eine Seel in die Hölle felt.

66. Wurm.

Sie sehen also das mein Rat nicht zu ferwerben ist.

67. President.

Ueberhaupt wo es sich handelt um Henke, Drug und list.

68. Wurm.

Ich hofe die Gschicht get brechtig und gut.

69. President.

Sa wen uns der Gfell Marschall nur keinen Streich spilen thut.

70. Wurm.

Wie was Exilenz wie meinen sie das.

71. President.

Ich meine nur seine Lumheit und seine Blaundersucht.

72. Wurm.

Das ist leider war verflucht.

73. President.

Wüsten sie hier kein Mittel nicht.

74. Wurm.

Den Mund zuschlißen das er nicht mer Spricht.

75. President.

Wie den das so Rede doch.

76. Wurm.

Ich hab ein voretiges Bulfer noch.

77. President.

Aber mit vorsicht zugeben ein.

78. Wurm.

Das lasen sie meine Sorge sein.

79. President.

Noch etwas lieber Wurm was verlangst zum Lohn.

80. Wurm.

Mein begeren wifen sie schon.

81. President.

Richtig weis ich es wie ich Glaube.

82. Wurm.

Ja die schpröde Miller Taube.

83. President.

Mein Wort darauf entboden freiwillig oder nicht gelobt. Nudie, ich hoffe wier sehn uns wieder halt. (Wurm ab.)

Ich bin President und gros ist meine Macht, ich brauche nur zu winken und es ist volbracht, alles mus geschehen was ich nur ihmer will, wen auch ihmer Taufsent Leichen ich gelang zu Zihl, die Erde ist mein Himell der Bachus ist mein Gott, wen ich nicht mehr Lehbe so ist alles Todt, was dorten Höll und Himmel ist, ist alter Weiber gschwezt, es hats kein Mensch gesehen, was mit uns geschicht zuletz.

84. Weiaz.

Werst wol sein werst wol wern, was man winscht das Glaubt man gern, was man fürchtet Glaubt man nicht das ist schohn eine alte Gschicht.

85. President.

Weiaz kom herein, du mich heint zerstrein mein Kopf ist heite ihwer voll, das ich nicht werden tholl.

86. Weiaz.

Ja von was den der zöll vom Himel oder von der Höll, von segseir oder Vari-
beis sonst warhaftig ich gar nicht weis.

87. President.

Nichts von dem, sondern sage mir von was man in der Stat jez am meisten zu blaubern hat.

88. Weiaz.

Ja in der Stat dut man halt sagen es wirst dich bald ein veiriger Engel vertragen.

89. President.

Glaubst du wirklich an eine Hölle.

90. Weiaz.

Ja und auch das du hinein komst mit den hintern Stölle.

91. President.

Narn Boffen Dumheiten der Teifel spult nur in den Kopf der gemeinen Leite, uns Philosophen ist es klar das nie kein Himel und Hölle war.

92. Wurm.

Wo sind den die Menschen hergelofen, sind sie von der Erde geschlossen.

93. President.

Dieses ist kein Nezel mehr, der Mensch stamt von den Affen her, was man von seiner Seele spricht das ist Wanfin und geticht.

94. Weiaz.

Gut Herr Affen President, der nicht einmal eine Seele könt, husch, husch, ich bekim Genssefrigel wie die Eiszaferen, ich will mich gie weiter bakfen.

Ginde des 5. Aufzuges.

6. Aufzug.

1. Miller.

Hier ist sie nicht, hier wieder nicht, das ist doch eine verfluchte Geschichte ich wolt ich wer in vielen Grabe, als das ich so was erlebet habe.

2. Loise.

O, vater es ist so das beste, sich in Willen Gottes ergewen was sich nicht mer endern läßt.

3. Miller.

Bisttu endlich da mein Kind, aber so einsam wie sonst nicht die Medchen sind.

4. Loise.

O, Vater ich bin gewis nicht so einsam, mir ist wohl wen recht schwarze Nacht.

5. Miller.

Dreibe keinen Fessel nicht, Sinder und böse Geister schein das Licht.

6. Loise.

Tunkel ist ja die Ewikeit.

7. Miller.

Sah für den Sünder der nicht bereit.

8. Loise.

Der Kampf ist aus gekämpft, ist nun fir mich endschieden, Vater ich bin vertig fier alles was hieniden man nent uns zwar gebrechlich, und auch das schwache Gscheft, aber ich will zeigen das man ganz unrecht wier schiteln uns von einer Spinne aber das Schwarze Ungeheier, das tun wir libkosen, und ist uns Lib und Frei.

9. Miller.

Ich versteh nicht was dies fir Reden siend.

10. Loise.

O, Vater die Tiranen die sind alle Blint, o ich beneide nicht die schlechten Bösen Herren die miesen ein Armes Medchen noch erst kenen lern Vater wollen sie nicht diesen Brief besorgen, aber nicht heinte sondern Morgen.

11. Miller.

An wen ist dieser Brief abzugeben.

12. Loise.

An den jenigen der mir kostet mein junges Leben.

13. Miller.

Darf man ihn Lesen oder nicht.

14. Loise.

Sie werden nicht klar bei dieser Geschichte.

15. Miller.

Du bist verraten lieber Ferdinand, ein Wubensstück ohne beispil zet riß unser Bant, aber meine Zunge biendet ein schredlicher schwur, einen dritten Ort das

gibt es nur wo kein Eidschwur mehr bindet, wo sicher zuhandeln aber mit
 muß man haben die Finstre Straße zu wandeln, Wen die zwölfte Stunden
 auf den Turm schlägt als dan hier meine Liebe mein Herz endgegen trägt,
 aber Tochter woh ist dieser dritte Ort.

16. Loise.

Es ist von hier sehr weit weit fort da ich fir diesen Ort kein liblichen Namen
 könne so verzeih wen ich einen Hofflichen nun (nenne), danach ich sehr ver-
 langen habe, der dritte Ort ist das Grab.

17. Miller.

O meine Tochter o mein Gott.

18. Loise.

Hier mich ist ehr nicht schrecklich der Todt.

19. Miller.

Schrecklich ist dieser Todt mein Kind, Selbstmordt ist die größte Sint, die man
 nicht mehr bereien kan von allen, weil Todt und Sünde zusammen fallen.

20. Loise.

Was Vater ich hofe das ich noch Gnat erbirb.

21. Miller.

Wen die Kiese des Maior heiser brenen als die Tränen deines Vaters so
 Stierb.

22. Loise.

Water hier meine Sant, dies zu thun bin ich nicht in Stant, gib mir Ferdinand.

23. Miller.

Denk dir Loise das hab ich mir gleich gedacht, du bist um einen Liebhaber
 leichter und hast einen glücklichen Water gemacht.

24. Loise.

Aber Vater gehen wier von dieser Gegent vord, unertreglich ist mir dieser ord,
 woh ich bisher so sellig war, und nun mein guter Nahm dahin ist auf imer dar.

25. Miller.

Wohin du willst auf jeden Fall, das Brot unsers Herr Gott ist ja ihwer all,
 ich will dich mit meiner Weigen ernerer, Ohren gibt es iber all die Hören.

26. Loise.

Ach Gott ich bin verloren da ist ehr.

27. Miller.

Wo wehr.

28. Loise.

Sehen sie nur um mein Vater, da ist er schon.

29. Miller.

Was sie hier Baron.

30. Meior.

Hab Dank überraschte Gewissen, hat der Fesfel schön angebissen, die Unschuld in den Engels Gesicht kan ich immer noch vergessen nicht.

31. Miller.

Aber um Gotes willen sagen sie mir einmahl was sol dieser überfal.

32. Meior.

Es war eine Zeit, die hinter gar nicht weit wo man zelt die Stunden, die Minuten, und Sekunden, wie komt es das ich ihwer Rascht heit.

33. Miller.

Herr Baron wen ihr doch ein funkel Erlichkeit so gehen sie von uns dason, sie haben uns genug Leiz getan, sie haben Unglif gebracht in unsere Piete, als sie dahin gerichtet ihr Schritte, sie haben das Ellend unter mein Tach gebracht genug, an der Stunde die sie uns schlug.

34. Meior.

Wunderlicher Vater, jeh kom ich ja, deiner Tochter etwas Frei(nd)liches zu Sagen da.

35. Miller.

Unglits Bote ge fort dein Gesicht schnipft deine Wort.

36. Meior.

Endlich nimt ein Ende unsere Schande, Vadi Milford bloh von dem Lande, mein Vater mein Wahl, sie soll meine Frau werden auf jeden fall, ich bin gekommen dein jah Wort zu hören ich wil sie zum Altare fieren.

37. Miller.

Den Herrn Baron stets das Spoten ser gut an.

38. Meior.

Nch mein das Spoten hab ich längsten schon vergessen, seit den ich auf der Parat gewesen, dord wurd' ich ganz aufgeflerth das meine Deischung nicht lenger wert.

39. Miller.

Herr Baron ich versteht sie nicht.

40. Meior.

Desto besser versteht mich diese, da wie er siet bleich wie der Tot, so dud mir deine Tochter Gsalm ein einziges Wort, ist im Stand, ein Leichen Gesicht zu Mall sie braucht sie zu Schämen nicht, den das ist ihr warhafts Gesicht.

41. Miller.

Schimpfen sie nur zu Baron, die betrogenen berachten stäht ihn ser gut an.

42. Meior.

Alter misch dich nicht insachen, die du nicht gewasen bist, wag es nicht zu spilen woh alles schon verloren ist, hast du die Weisheit deiner Jahre zur Pulschaft deiner Tochter verband, und dies Erwürdige Gar zum Kupler hast verwendet,

e wen das nicht ist Alter Mann leg dich nider und Stirb als dann, noch ist es Zeit Glücklich zuentschlafen, einen Augenblick speter, könnt es dich nicht mehr Ruen lasen, sprich Augenblicklich ist dieser Brief von deiner Sant, Tochter.

43. Miller.

Um Gotes Willen halte stant.

44. Loise.

O mein Vater dieser Brief Bedeidet siel.

45. Meior.

Wen ehr in unrechte Hende siell, zufal ist es keiner Vorsehung woll der Teifel hat es auch nich gern wen ehr Endlarft werden sol, schreibst du diesen Brief. Antwort wiel ich.

46. Miller.

Standhafte Tochter überwinde dich.

47. Meior.

Lustig lustig auch der Vater bedrogen, ich glaube diese Zunge hat genug Geslogen, ich beschwöre dich dein fürchterlichen Gott schreibst du diesen Brief da.

48. Loise.

Jaß.

49. Meior.

Meine Loise nein dieses kan nicht möglich sein, dieses kan ich glauben nicht, das dein Mund die Wahrheit spricht.

50. Loise.

Ich bekante was war ist.

51. Meior.

O Weib in was für einen Licht stehst du vor meinen Angesicht, jez in diesen Augenblick, Ellende for dier selbher er Schrif.

52. Loise.

Sie haben nun mein Bekentnis Ferdinand ich habe mich nun selbst Verdamt gehn sie nun verlasen sie mich für alles gute danke ich.

53. Meior.

Gut gut ich wil gleich gehen, nur noch zuvor in dein falsches Angesicht sehen, und wan ich dier nicht beschwerlich fal, eine Tase Kafe zum Abschiß Mahl.

54. Miller.

Lieber Baron ich bedaure nur eiren Gram.

55. Meior.

Miller las es gut sein den mir salt nicht einmal ein wüß gekommen bin ihn ihr Haus, was war die Veranlassung nur schnell heraus.

56. Miller.

Sie wolten ja die Flöte lernen mein Herr wiesen sie das nicht mehr.

57. Meior.

Und da sa ich deine Tochter nicht war, erschreckt mir nicht sie ist aufer Gefahr.

58. Miller.

Der Kafe kant lang schon kumen, ich werde nachsehen ob sie nicht stat den Wasser, Tränen hat genommen.

59. Meior.

Ist diese Tochter ihr einziges Kind, oder ihrer mererer sind.

60. Miller.

Mein Baron sie ist allein, die mein ganzes Herz kan sein.

61. Meior.

So so ich sage dank, schauen sie nach den Getrank? (Miller get ab), das einzige Kind? Mörder fiehlest du das, hat auf der Welt nicht etwas, und dies sol ich ihn Rauben, und ihn bringen um allen Glauben. Doch sei es wie es sei, es ist umsonst die Spötereie, was ich beschlosen soll geschehen, sol die ganze Welt zugrunde gehen.

62. Miller.

In der Kuchen sitz das Dieng, nun wierft sie den Kafe schon bring.

63. Meior.

Wens nur Trönen sind, kriegen wir kein Kopfweh morgen, den zufer werde ich besorgen, richtig von der Musig noch ich bin ihr schul(d)ner, nehmen sie dies doch.

64. Miller.

Wie was meinen sie Baron, dun sie mir diesen Schimpf nicht an, zu dem hat es noch ihmer gute Zeit, wier sind ja viel Gott nicht das letzte mal beisamen heit.

65. Meior.

Wer kan das Wiesen, schon mancher Jüngling hat in meinen Jahren in das Gras gebissen der Tod kan jeden ihwer fallen, darum soll man die Schulden zahlen.

66. Miller.

Mein Her ich versteh nicht was das bedeuten soll hier in diesen Bäutel ist lauter Golt, sol den dies Gehören mein das kan doch nicht sein ernst sein.

67. Meior.

Nim hin weil es nur dir gehört den Golt und blei haben bei mir den gleichen wert.

68. Miller.

Gnediger Her was haben sie in sin (daß) ich ein alter Leischer bin, wollen sie mich zu einen buben Stik verfiren so könnten sie sich an mir ihrn.

69. Maiehr.

Sei nur ganz getroßt mein lieber Man dies hast du verdienet schon, Gott bewahr uns Von solchen Bubenstik ich winsche dier zum Gelde Glik.

70. Miller.

Herr weren sie ein gemeiner bürger's Man und mein Mäd'l wolte sie nicht dan, so wolt ich mein Mäd'l erstechen, und mit diesen Gelbe ihre begrebnus Blechen.

71. Mehor.

Laß er sich dies nicht anfechten, das Mäd'l bekomt gebis den Rechten, stehe nur den Beitel ein, ich werde noch lange nicht Schneider sein.

72. Miller.

Dieses Gelt wil ich verwenden die erzihung meiner Tochter zu vollenden. Französifch, Englisch ich sie Vernen wiel, das Vertastiana soll sie brechtig Spiell.

73. Meior.

Still still ums Hemels will.

74. Miller.

Und wen ich sie mit meiner Flöte begleit, so soll man von ihr Reden weit und Breith.

75. Meior.

Aber lieber Man schweige still das ist der ganze Dank den ich von dir Vorbern will.

76. Loise.

Sie können befellen, wen er nicht Gift genug soll sein.

77. Meior.

Ach jez falt mir eben ein, ich werde bei der Thafel erwartet, und in dieser Laune er schein ich unter den Menschen hart, lieber Miller wolt er nicht mich bei meinen Vater entschuldigen.

78. Miller.

Ja mit Freiden will ich gehen.

79. Mehor.

Will er seinen Antrag, hinter bring mir meinen Kamer Diener, ist auch ein Dieng, zu seiner Legitimation, kan er hier meine Uhr mitnem ich will hier warten bis sie wieder kom, hat er gut verstanden mich.

80. Loise.

Aber das könt ja leicht besorgen ich.

81. Mehor.

Halt und noch etwas, hier ist ein Brief an meinen Vater gieb ihn das vielleicht dringende geschefte fir in, es get in einer bestellung hien.

82. Miller.

Schon gut Baron Pinfktlich ist mein Brauch.

83. Loise.

Aber das könt ich ja verrichten auch.

84. Miller.

Aber es ist so finster, und du bist allein die Nacht keines Menschen Freund dut sein. (Miller ab).

85. Meior.

Loise Weiße deinen Vater, ja sie sol davon die Unter Mächte winken ihr schreckliches ja, ihr guter Engel verlest sie und ist nicht mer da.

86. Loise.

Wollen sie mich auf der Flöhe begleiten, Ferdinand sie seind mir noch von Schachbrett schuldig wie ihm bekant, Herr die Briefftasche die ich ihnen hab versprochen, die wirst schon fertig die komende Wochen. Ach ich bin sehr Elend und allein.

87. Meior.

Ja das könnte möglich sein.

88. Loise.

Herr von Walter es ist nicht meine Schult das sie zu dieser Unterhaltung brauchen viel Gedult, ich hab es wol gemust das wier nicht mer zusammen da(u)gen, ich erschraf als wir unter Vier Augen unertreglich its allein zu sein, wen sie wolten lad ich edliche Freinde ein.

89. Mehor.

Mädchen es gab eine zeit, wo wier uns allein erfreit, wie geht es zu wie komt es dan, das uns nicht mer erfreien kan Gesundheit..... haben den Nase vergessen halt.

90. Loise.

Wirklich er ist fast Kalt.

91. Mehor.

Mädchen vergöne mir noch eine Frag weil ich vielleicht halt nicht mer fragen mag, warum hast du mir das getan, was hat dich verleit an.

92. Loise.

Ach Ferdinand mir den Gefallen erzeig, und von dieser Sache schweig, es hat sich Himel und Erde verschworen, das wir misen gehn verloren.

93. Meior.

Bimlich, den Himel hastu nicht betrogen die Erde hastu leicht angelogen, ich frage dich das letzte mal wie lange könst du den Marschal.

94. Loise.

Sch sage nichts mer mir ist nicht wohl.

95. Mehor.

Wie die Medizin schon wirken soll, ihr Weiber seid doch wunderbar, Falschheit und Arglist ertragt ihr oft siele Jahr, und einen einzige Grane Gieft, das könt ihr ertragen nicht.

96. Loise.

Gieft, in den Nase almechtiger Gott ich spiere schon in mir den Tod, das Herz wier brent als wie ein Gluth, heiz in Adern fließt das Blut.

97. Mehor.

Noch in letzten Augenblick gedenke noch an die Welt zurück, seit man hast du den Marschall gesehen, tu nicht mit einer reichen Luge vor den Richter stehn.

98. Loise.

O Ferdinand, Ferdinand, der Tod löst meiner Zunge Bant, den Eid den ich geschworen hab, der gilt nicht weiter als zum Grab, den Marschall den ken ich nicht, ertichtet ist die Schrift, dein Vater hat den Brief diktirt, und ich hab ihn geschrieben, damit man meinen Vater nicht zum Galgen fürst.

99. Meior.

Loise soll das Wahrheit sein, ich beschwöre dich bei jenem Richter vor den mir bald erschein.

100. Loise.

Ferdinant, Leb wohl weil ich Unschuldig sterben soll, ich habe dich gelibt, ich war hier Treu ich will bitten das hier der Richter gnedig sei.

101. Meior.

Loise sei getrost du gehst mir nur voran, nach etlichen Minuten folg ich dir dan.

102. Loise.

Nch mein Gott wie es reist und Brent besor sich die Sechl von Leibe trent, O Gott im Himmel auf in Deine HEND.

103. Meior.

Der Unschulds Engel ist dahin, auf weil ich noch in Stande bin, das Gieft fangt an zu wirken schon ich spiere schon die Kraft dafon, die Welt, die Soll ein Gschicht erbarh ich will aufdecken Trug und List, weil man mit mir so fersarn ist. zittert Schurken, aber nicht wegen mein, dieser Engel hier mus Furchtbar gerechnet sein.

104. Weiaz.

ja ja sein duts decht, das selbst den Teufel grausen mecht, geh ich da zum Miller um die Nacht herberge zu bieten, da stält er mich an zu Leiche hieten, jaja Leiche hieten, mit einen söllan Zorn, wen die Loise auf mein Gebet mus warten ist sie freilich verlorn, o wer ich noch wie vor Sechzig Jahren, bin gewesen so wolt ich den Herischen Lumpengindel den Planeten Lesen, i Nissi auseinander wie an und Henget sie mit den Augen daran an einen Baum, aber wie sie halt die zeiten halt ändern thien, Junger war ich Stark und frisch und Schien, da Wang wie die Notgagel, an Bauch wie a voller Mischgraten, adweilig wie die Wagestempfe, der Tierisch schlogli und Walt dran so gros wi a Holzschlögel. Jetzt hat ih ein Gsicht wie ein Fledermaus an Bauch wie ein Kirchenmaus a zwei Schinlan wie a Dunhaye friher bin ih der Heirat Peter und der Wispel Blasige, und noch ein söller Laufiger nasige, in Winter haben (wir) den Leuten das hohe Kiria Gfungen, in Somer sein mir um Schmalz um nander Sprungen um Michele thaten wir das Schmalz siedem, an zöntni 10 Pfunt fir ein jeben, aber ich mus aufhören behende wen ih mi Versteh wagfen mir alle weil die zönde, gute Nacht Liebe Leith, vielleicht sehen wir uns noch einmal heit.

Ende des 6. Aufzuges.

7. Aufzug.

1. Wurm.

Alles stat jez brechtig, gelungen ist der Streich, das dieser Funken zindet das sagte ich gleich, der Mehor steht in Flamen, ist voll von Eiferfucht das Mädchen seines Herzens, wird nun von ihm Verflucht,

2. P r e s i d e n t.

ich danke dir Gekräter dies wer mir eingefallen nimmermehr wenn uns die Sach gut anwenden du so wirstu Bezalet guht,

3. Wurm.

ihre Exelenz wie verstehen sie das, sie scheinen zu fürchten noch etwas.

4. P r e s i d e n t.

Mein Sohn ist ein brause Kopf, ich köne ihn zu gut, wer weiß was er in seinen zohrn jetzt als anfangen du.

5. Wurm.

Was den Gnädigen Herrn einfolt, ein Mädchen ist vergessen halt in den Arm einer Zweiten ist die erste vergessen schon, ehe Acht Tage vorüber denkt er nicht mer dran.

6. P r e s i d e n t.

Galt mit deinen dummen Geschweze. Ferdinand hat nicht unsere Grundsätze das hab ich dir gesagt schon oft. darum daugt er nicht an unsern Hoff, wier haben noch ein Schwereß Dieng, wie wier die Heirat mit der Ladi zu stande bring.

7. Wurm.

An dieses hab ich auch gedacht, bevor ehr eine andere Bekantschaft macht misen wier ihn spiel, weil das Eisen warm ist, kan man machen was man wiell.

8. P r e s i d e n t.

Nun gut es soll deine Sorge sein, es wirt dir wohl etwas fallen ein, ruf nur die untern Mächte an, und ganz glücklich getes dan.

9. Wurm.

Was ich schon anfangs hab gedingt, wenn mir auch dieser Streich gelingt, so mus die Millerstöchter mein auf befel des P r e s i d e n t e n sein.

10. P r e s i d e n t.

Sah das sichs selbst verstedt, schau nur das die Sache Vorwerts geht.

11. M a r s c h a l l.

Herr P r e s i d e n t Herr P r e s i d e n t, der Teifel ist los die Hölle brent, in Schweiz gebadet kom ich heit zu erzelen unerhörte neiffheit, du bist nun der Sechs und dreisigste, den ichs erzöll auf allen fleisigste.

12. P r e s i d e n t.

Nun Marschall was duft du neies wissen, hatten Herzog vielleicht ein Floß gebisen.

13. Marschall.

Nach Gott beware nein, wegen der Lady Millfort dut es sein.

14. P r e s i d e n t.

Wegen der Lady ist die Krank.

15. Marschall.

Nein das nicht Gott lob und Dank.

16. P r e s i d e n t.

Nun dan du thus mit kurzen Worten sagen was sich mit ihr hat zugetragen.

17. Marschall.

Nun dan hörth mir zuh, heint in aller Fruh wollt ich die Lady wie gewöndlich begrisen, mit meinen Bilklingen und Krazfüsen, ich wolt ihr die Stumpfbänder anschnall, und das Schnupftuch aufheben und ihr die Ritellfalden zu recht lögen, sie war nicht mer zufinden in der ganzen Residents, auf und dafon ihwer die Grenz, was sagen die zu dieser Gschicht ist sie wichtig oder nicht.

18. P r e s i d e n t.

Sah was hat den ihr der Fierst getan, das sie von ihm lauft auf und dafon,

19. Marschall.

Nach ihren lezten Schreiben ist sie komen darauf das der Fürst die Menschen wie die Schaf verkauft, das seine Regierung Tiranerei, und ehr ein schlechter Böfewicht sei, Do adio mein bester, ich habe nicht mer lenger zeitth, ich mus die (Neuigkeit) Bierzigen noch erzelen heit.

20. P r e s i d e n t.

Sez get er hien diese Weiberseel, sein eigenes Anglik zu erzel, aber sag mir Wurm deine ansicht, was wirst aus dieser ganzen Gschicht, den so fiel ich du Verstehen, ist unser Stern am unter gehn.

21. W u r m.

Ihre Gyzelenz geruhe mir zu erlauben diese Sache von waren. Gesichtsbunnte an zu schauen allerdiengs Droht uns gefahr, Schand und Spott, ja der Galgen gar, den Marschall den drau ich nicht, der kan verraten die ganze Gschicht, darum hab ich daran gedacht wie der Marschall zum schweigen gebracht.

22. P r e s i d e n t.

das Blandern aus zum Schweigen bring Wurm woh gedenkt du hien.

23. W u r m.

Wen sie es erlauben, das steht in meiner Macht, noch eh die Son am Himel steth ist es schon volbracht.

24. P r e s i d e n t.

Scheusal von Menschen was fölt hier ein, ich glaub unfer Verbrechen wirst gros genug sein, den Argsten Teisl in der Höll. kan man dich würdig zur Seite stöll, Marsch hinaus aus meinen Gsicht dein Spitsbuben Luft ertrag ich nicht.

25. Millerin.

So ho las' daweil, zu einer Toten Messe darf man nicht gar so eil, sie haben ja noch kein Wiege gebracht, das Grab ist auch noch nicht gemacht. Hochwürdiger Her Pfarrer thu doch gut sein, und grab mir doch meine Tochter ein, und tu ihr eine Kristenlehre halten, sonst möchten Zu Hause die Krapsen kalten die flöh an Bugel auf und nieder Spring und die Wanzen ihr ein Grab lient sing, Zu ha da weil wir Spring und Hupfen, Kafedrinken, und Tabag schnupfen, Gar ausreisen, und Brantwein essen, und mit den Gemfen Wadli messen.

26. President.

Frau ich verste dich nicht, mir scheint aus hier nur Wansin spricht.

27. Millerin.

Hopfasa lustig Tralalala mit den Pfarrer zu Tanzen bin ih tho, lange Rudel Surge Bröcke, kurze Hosen bett Söte, Totenbeiner Leichenfuben, Geigenseiten und Eisenklumbe der Maijor ist schohn a lustiger Bue, die Braun Madlan frigt er ganz genug.

28. President.

Weist du was von meinen Sohn so sag mir was hat er getan.

29. Millerin.

Ja dein Sohn tuth Holzkliben, und Tote schieben und Wolle zupfen und Gemfn Rupsen, Razen Gil fahn, und Reife suchen in der Totenblachen alte Weiber Krazen, und Kaml sollan Totaten Fragen.

30. President.

Wurm schau, das du hinaus bringst diese Frau.

31. Miller.

Ihr Herrn gestern hate ich einen schon vor den Galgen, heute möcht ihr mich dran häng meinethalben, mit der Welt ich nun fertig bin, seit mein Liebstes alles dahien.

32. Millerin.

Ja ja under den Galgen dun die Rosen Blin, und sing die Raben auch so schien. der Wind rauscht durch die Totenbeiner, ein Engel tanzt aber gar ein Meiner.

33. President.

Miller sag an was das bedeuten soll, ich glaub die ganze Welt ist doll, ich du dich in ernste fragen was sich hat zugetragen.

34. Miller.

Gestern wurde ich in Kerker gsek, weil ich die Majsteht verlek, Reichelnärder und Majesteht ich (weisk) nicht wie das zusammen geht.

35. Millerin.

Vin Finger zwei Finger Drei Finger no Völlig Häiste Dinger, wan mein Alter thut in die Krautzuml fall, Dan Heirat i völlig noch einmahl, dan schaug ih mir um Libenkrazen gschwint, und las mir nicht mer derwirgen mein Kind, Si. hi hi und a Poschatte Braut wer ih.

Vermerke über Volksbräuche und Volksspiele in den Bürgermeisteramtsrechnungen der Stadt Ritzbühel (Tirol) 1481—1854.

Von Wolfgang Haberlandt, Wien.

Während eines Sommeraufenthalts in der Nähe von Ritzbühel hatte ich erwünschte Gelegenheit, in die vom Leiter des Ritzbüheler Heimatmuseums Herrn Rigidius Moser in jahrelanger Bemühung ausgezogenen Bürgermeisteramtsrechnungen Einsicht zu nehmen. Mit der Veröffentlichung der sehr aufschlußreichen Vermerke über Tanzhäuser, Schwerttanz, Faschingbau, Perchtenlaufen, Brauchtümliche Hochzeiten, Schützenfeste und Schießen, Jahrtage der Handwerker und Umzugs- sowie szenische Spiele sei Herrn Moser der Dank für diese seine so verdienstvolle Arbeit und sein freundliches Entgegenkommen gezollt.

Tanzhäuser.

- 1551 „Am Pfingstag nach Sanndt Luciatag Burgermeister, Florian Iechner, Jacob Maurer und der wirdt Im Fochberg wie man Ime di Maur umb das T a n n z h a u ß dieselbig von grunnt auf zu mauren Zuegesagt hatt Zu verdingen Im Fochberg verzert 1 gld 48 fr“
- 1562 „Vermerckht den Unkosten so zum D a n n z h a u ß Auferlossen Ist wie folgt
Erstlichen Ainen neuen Boden gemacht und gelegt, darzuekhaufft über die Laden so vormalß vorhanden gewesen 46 Schön Lüppladen 1 p 6 fr
4 gld 36 fr
Dem Georg Haller das Er Zöchen schichten auf dem D a n n z h a u ß gearbait 1 sch. p. 10 fr 1 gld 40
Dem Gustachius Streichner fünff sch. p. 10 fr 50 fr
Dem Larenngen Streichner Acht sch. p. 10 fr 1 gld 20 fr
Dem Hannß Rogler Acht schichten 1 p 10 fr 1 gld 20 fr
Dem Hannß Noß 3 schichten 1 p 10 fr 30 fr
Dem Spitalhnecht Als Er die Laden zum K a t h a u ß gefuert 24 fr
Dem Steffan Pachmann auch geben das Er laden Baum und Sanndt gefuert hat 36 fr“
- 1571 „Mer gemacht dem Statßschreiber auf dem T a n n z h a u ß ain Neues Türkl für das Kästl dafür 3 f“
- 1593 „Georg Mahr (1) vom Garten hinder seinem T a n n z h a u ß 12 f“
- 1599 „Hannß Mahr vom Garten hinndter seinem T a n n z h a u ß 12 f“
- 1602 „Zins von den Gärten im Statgraben
Hannß Mair vom Garten hinder seinem T a n n z h a u ß —12“
- 1606 „4 Weibspersonen von dem obern und undtern Boden in der Kathßstuben und auf dem T a n n z h a u ß zu reiben für 10 daran gewandte schichtn 2 fl.“

(1) Georg Mair, Metzger: 1602 im Kath, 1609/15 u. 1618/19 Bürgermeister.

- „Paul Leuthner umb zu der Pyn auf dem Tannzhauß und in anderer weis gebrauchte nägell —25 fr“
- 1612 „Von Hannsen Kupferschmid des Tannzhauß halber zu des Thoman Gahgners Hochzeit 24 fr“
- 1617 „Zins von Garten im Stattgraben
Georg Mahr vom Garten hinter seinem Tannzhauß —12“
- 1625 „Zinz von den Gärten im Stattgraben
Hannß Gueters Hausfrau vom Garten hinter dem Tannzhauß —12“
- 1686 „Als auf dem Rathauß der Tanzpoden von neuen gemacht auch der Eingang herunt im gemelten Rathauß verpöffert Widerumb sind Schichten mit abweiffung des Rathauß gegen der Statt berichtet worden durch bemelten Maurermeister Hannsen Mößlinger 2.24“
- 1727 „Von ainer Pauernhochzeit wegen des Tannz Podens auf dem Rathauß 18 fr“
„Seb. Egger zu zwah Pauernhochzeitthen vom frequentierten Tannzhauß 36 fr“
„Bartlme Pacher von ainer Pauern Hochzeit wegen des Tannzhauß 18 fr“
„Verraitter zu ainer Pauernhochzeit fürm Tannzpoden 18 fr“
- 1728 „Verraitter für aine Pauernhochzeit wegen frequentierten Tannz Podens auf dem Rathauß 18 fr“

Schwerttanz.

- 1568 „Mer als in der Wasenacht bey mir ain schwerdt dannz gehalten worden bey mir Inen Vererth und bewilligt worden 24 fr“
- 1576 „Am Wasching Sontag, denen so den Schwerttannz am Rathauß gehalten Von wegen Gemainer Stat Geben 24 fr“
- 1596 „Denen so In negster Wasnacht den Schwerttanz gehalten auf Ir erfuchen von Gemainer Statt geben 5 Pazen 20 fr“
- 1637 „Desgleichen wegen des Schwertdannz 18 fr“

Waschingbau und Berchtenlaufen.

- 1623 „Mer das die Waschingpaur und die eheholden zu Frem Tingltag aufm Rathhaus tannzt dafir bezahlt 56 fr“
- 1644 „Hannß Nieder erlegt wegen des Wasching Paus 18 fr“
„Anno 1667 Jahr“ (2) Seite 25:

(2) In:

„Zeit und Wunderbiechl so Ich Hannß Prugger auf dem Kircherlechen oder Gotschen Gueth zu Sperten der Landgerichts der Herrschafft Nizpichl, den 25. Februarj anno 1695 zu schreiben angefangen habe, und wierdez hierinnen auf das Kirzist beschriebene, sovill ich Wischenschaft gehabt und vernommen, was sich mit ano 1648 hiß zu Endtstehendten dato zuegetragen habe... Zu diser auffschreibung habe ich von Adam Schmiderer auf der Birg, dann auch von Michaeln Prugger zu Granta am Raxser, etwelche auffschreibung zuentlechnen bekchomen, so mier zu dieser beschreibung gar Tauglich gewesen find...“

„negst Verloffenen Fasching ist zu Ritzpichl als Barmb ein Fasching-
pau geweest und sint herabthumen auf Eberharlling.

Desgleichen zu Kirchdorf ains und sint auf St. Johannß herauffthomen.“
Ebenda Seite 29/30:

„Daß Fasching Bau Betreffent, wie Vorvermelt worden, so dieses
Jahr beschehen, so hat es im Langs zu Minichau, Eckling und zu Barmb wohl
etwas geschlagen aber nit vill schaden gethan aber zu Kirchdorf und umb
selbige gegend nicht in Willen Jahren,“

1768 „Gingegen der Michl Pichler wegen Perkten Laufen und d. Lang
Hämpl Weißgärber Sohn besagter Ursachen mit Wasser und Brodt in
Stadt Thurn abgestrafft worden.“

Brautkündliche Hochzeiten.

(Siehe auch Tanzhäuser.)

- 1531 „Als des Matheusen Langl Schwester Hochzeit Inn Nathaus ge-
halten hat man das praut volckh mit ainer Lagl Maßl bezert dem Christl
wirt dafür zalt 4 fl 30 kr“
- 1612 „Von Hannsen Bergleutner wegen zwahen gehaltner Hochzeit in der
Fastnacht 24 kr“
„Und noch weitere 7 Hochzeiten“.
- 1614 „Dann erlegten mir wegen bewilligung des Tanzens auf dem Nat-
hauß Hannß Bergleutner von 4 Hochzeiten jeder 18 f 1.12“
- 1621 „Auf das Nathaus zu den Hochzeiten khaufft 5 Leichter“
- 1643 „Vorgedachter Marthin Seidl von ainer geschmaidigen Knappen-
hochzeit erlegt 12 kr“
- 1723 „Den 23 Jänner erlegt Herr Bartlme Pacher von den Rasten Knechtz
Hochzeit wegen gehaltenen Tanz auf dem Nathauß 18“
- 1727 „Mathäuß Oberaigner auch zu ainer Pauernhochzeit 18 kr“
„Bartlme Pacher abermals von ainer Pauern Hochzeit 18 kr“
„Michael Seidl von ainer Knappen Hochzeit 18 kr“
„Bartlme Pacher von ainer Knappen Hochzeit 18 kr“
„Seb. Egger zu ainer Pauern Hochzeit 18 kr“
- 1728 „S. Egger von ainer Pauern Hochzeit 18 kr“
„Bartlme Pacher zu ainer Knappen Hochzeit 18 kr“
„Hannß Aufschaidter Würth am Pichl Von ainer Pauern Hoch-
zeit 18 kr“
„auch von ainer Paurn Hochzeit —18 kr“
„Frau Bircklin zu ainer Paurnhochzeit 18 kr“
„Matthgeber zu ainer Paurnhochzeit 18 kr“
„Frau Bircklin von ainer Knappen Hochzeit 18 kr“
„Mathäuß Oberaigner zu ainer Knappen Hochzeit 18 kr“
- 1729 4 „Pauernhochzeiten“ á 18 kr, 1 „Knappenhochzeit“ 18 kr
- 1730 11 „Pauernhochzeiten“ á 18 kr, 3 „Knappenhochzeiten“ á 18 kr
- 1731 5 „Pauernhochzeiten“ á 18 kr
- 1732 7 „Pauernhochzeiten“ á 18 kr, 2 „Knappenhochzeiten“ á 18 kr
- 1748 „Den 28. Jenner erlegt Martin Seidl Tanz gelt wegen maister Hölzl
Pöckhens Hochzeit 18 kr“

Schützenfeste und Schießen.

Von 1554—1587 werden die „Stachelschützen“ (Armbrustschützen) neben den Büchsenbüchsen genannt. Sie zahlten Zins von ihrer Schießhütte, die bis 1567 am Gries stand und 1568 im Stadtgraben neu erbaut wurde. Es gab „gemain schiessen“ und Schützenfeste der Büchsenbüchsen.

1588: „Mer als der Frembt Brüttschenmaister gemaine Stat Ainen lobspruch vererth betreffent das Jüngst aufgeschriben alhierig Bügn schiessen Ist auf Etlich Bogen gemacht Aufgestrichnen wapen Schiltz und Fännlen Im hinwider Vererth Mit bewilligung meiner Herren 3 gld 3 f“

„Mer als Zum negsten Aufgeschriebnen Bügnschießen gemainer Schützen. Und derselben verwondten in namen gemainer Stat ain Erung verwilligt. Von wegen als Ime den schützen Von alter her All Jar ain Erung bewilligt Und ain Zeit Herro Inen nicht geben worden und als wir Inen Ire san mit gemainer Statwapen Ziert Sein sy Verert worden damit das Gewint gepöfferet werde mit 4 gld“

Jahrestage der Handwerker.

1612	„Von den Sailergesellen zu iren Dingltag	30 fr“
	„Von den Mehrgesellen zu iren Dingltag	24 fr“
1621	„Vom Schuester Dingltag“	
1624	„Für Schmid Dingltag bei Hannsen Hueter (3)	18 fr“
	„Benedict Bergleitner wegen der Weber Dingltag	18 fr“
	„Benedict Bergleitner für den Mozger Dingltag	18 fr“
	„Caspar Obermaier wegen des Schuechmacher Dingltag	18 fr“
1625	„Pöck Dingltag“	
	„Mözger Dingltag“	
1629	„Sibnerley Handwerch Dingltag“	
1631	„Schmidt Dingltag“	
	„Weber Dingltag“	
	„Schneider Dingltag“	
	„Pöckhen Dingltag“	
1637	„Hauß Knecht Dingltag	18 fr“
1675	„Schmidt Dingltag, schneider, schuechmacher, Pöckhen“	
1679	„Sibenerley Handwerch Dingltag, Schneider, Pöckhen“	
1686	„Sibenhandwerch Dingltag, — Pöckhen“,	
	„Georg Schmidt auf der Schiesstatt umbwillen derselbe denen Sibenhandwerchern in gesambt zu ihren gehaltenen Dingltag Schmachröden zuegefügt abgestrafft mit	45 fr“
1687	„Herr Hannß Tieffenpruner (4) von der 7 Handtwercher Dingltag“	
1706	„H. Seidl von dem Sibnerley Handtwerch Dingltag	18 fr“
1707	„Vom Dingltag der Siben Handtwerch	—18“
	„Vom Pöckhen und Müller Dingltag	—18“

(3) Vgl. Tanzhäuser 1625. — Hanns Hueter, Gastgeb, 1635/36 im Äußeren Rath.

(4) Hannß Tieffenpruner 1684/90, 1692 im Äußeren Rath.

1688 „Pöckhen Dingltag“

1708	„bey Johann Seidl (5) Siben Handtwercher, auch Müller und Pöckhen Tinzltag	—36“
1723	„Sebastian Egger vom Mözger Tinzltag	18 fr“
	„Ich Verraitther vom Sibenerley Handtwerch Tinzltag	18 fr“
	„Vom Müllner und Pöckhen Tinzltag	18 fr“
1724	„Bei Verraitther vom Sibenerley Handtwerch Tinzltag	18 fr“
	„Bei Verraitther Müllner und Pöckhen Tinzltag	18 fr“
1725	„Sibnerley Handtwerch Tinzltag (Seidlwirt)“	
	„Vom Pöckhen Tinzltag (Seidlwirt)“	
1726	„Verraitther für den Sibnerley Handtwerch Tinnzltag	18 fr“
	„Verraitther für den Pöckhen Tinnzltag	
1727	„Verraitther zu Pöckhen Tinnzltag fürm Tannzpoden	18 fr“
	„Michael Seidl zum Sibenerley Handtwerch Tinnzltag für den TannzPlatz	18 fr“
1728	„Und vom Sibenerley Handtwerch Tinnzltag	36 fr“
	„Rathgöber zum Pöckhen Tinzltag	18 fr“
1729	„Verraitther zum Sibnerley Handtwerch Tinnzltag“	
	„Verraitther vom Pöckhen Tinnzltag“	
1730	„Verraitther zu Sibnerley Handtwerch Tinnzltag	—18“
	„Verraitther vom Mühlner und Pöckhen Tinnzltag	—18“
1731	„Verraitther vom Müllner und Pöckhen Tinzltag	—18“
	„Verraitther zum Sibnerley Tinnzltag	—18“
1732	„Verraitther zum Mühlner und Pöckhen Tinnzltag	18 fr“
	„Verraitther zum Sibnerley Handtwerch Tinnzltag	18 fr“
1735	„Pöckhen und Sibnerley Handtwerch Tinnzltag ebenfalls beim „Seidl““	
1737	„Die beiden Tinnzltage ebenfalls wieder bei Martin Seidl (6)“	
1738	„Seb. Egger vom Mözger Tinnzltag	18 fr“
	„Martin Seidl vom Mühlner und Pöckhen Tinnzltag	18 fr“
1745	„Die Tinzltage bey Martin Seidl“	
1751	„Auch weiterhin Pöckhen und Sibnerley Tinnzltag bei Martin Seidl“	

Brauchtümliche und szenische Spiele.

1569	„Aufgeben wie der Hupffauf (7) Hans Drenwaider (8) und Fre mitgehilffen ain spil gehalten und mich in Namen Gemainer Stat geert Ime geben	30 fr“
	„Am ersten Tag Als ain Spil gehalten worden und die spilleuth den Herrn Bürgermeister von wegen seines Ampts mit dem Spill Berert. Innen geben Aus bevelch Mainer Herren	1 gld“
1570	„Am 16. Juli wie man das Spill in der Stat auf dem Platz ge- halten, Inen geben im Namen gemainer Stat, ain gulden und ain maß wein	1 gld 8 f“

(5) Johann Seidl: 1711/15 Bürgermeister.

(6) Martin Seidl: 1737 Bgm. Amtsverwalter, 1740 Bürgermeister.

(7) Vgl. 1579 „Als der Hupffauf Im negsten Sommer in Krieg zogen
ist im behsein etlicher meiner Herrn ain Drundch bezalt 1 gld 39“

(8) Vgl. Bürgermeister Wolfgang Drenwaider: 1566/67, 1571/73.

- 1572 „Am 24. tag May Als wir den Wärtlme Wissenbo und Stattschreiber hinauß gen Münichau geschickt. Und den Herren Langen, Herrin Aufs Kathauß berueffen und laden lassen Und wie sy wider herein komen. Ist verzört worden sambt etlichen Herren, Auch der Löy, des Herren Lanngen Diener So uns ain wildprätth herein gebracht. So wir zu der Ladtschaft Verbraucht 1 gld 30 fr
Und hernach wie Herr Lanng, Frau Lanngin ir zwo Zundgrauen, Jer dritter Auch Herr Pflieger Berckrichter und Herr Durchwaldt auf das Kathauß komen. Ist dasselben morgens den Fürtragern und Dienern ain Supen geben worden 36 fr
Daselbst Zum mal Auf dem Kathauß der Herr Lanng sambt Anderen Vorbemelten Herren und Frauen, dem ganzen tag, Ain großer Tisch wolbesetzt, dem Georg Fleisch so wein und Speiß herauf geben, Innhalt ainer Büll 9 gld 18 fr
Des Herren Lanngen Diener haben Auch verzört 1 gld 12 fr
Mer die Spillait so das Spill Vom geduldigen Job gehalten, Verzört denselben tag morgens Marcant und Abents Als Inen verschafft ist worden 3 gld“
- 1579 „Den Spilleuthen so zu den Weihnachten das Spill von den heiligen Dreh König gehalten Auf Ir Anlangen von wegen gemainer Statt berehrt 1 gld“
- 1580 „Wie man Im negsten Somer verschinen vor dem Kathauß von Er- rasmus ain Spil gehalten, Ist denselbigen Spilleutten auf Ir anhalten, Auf Bevelch meiner Herren von wegen Gemainer Statt berehrt worden 2 gld“
- 1585 „Den Spilleuten geben von gemainer Stat wegen so vor dem Kathaus das Spill gehalten 1 gld 12“
- 1586 „Dem Lateinischen Schuelmaister berehrung geben das Er ain Spill auf dem Kathaus gehalten 1 gld“
- 1599 „Zwaben Studenten so an ainem Sontag figurirt hat Jacob Biechter auf Ir ersuechen In namen Gemainer Stat berehrt 8 fl“
- 1603 „Dem Schuelmaister alhie, wegen seiner vor dem Kathaus gehalten Comedi berehrt 1.12“
- 1623 „Am Sontag der Herrn Fastnacht wegen aines Spils so aufn Kathaus gehalten worden eingenommen 10 fr“
„Wie aus dem Jochperg heraus aufn Kathaus ain Spill von den Behen Aiteren gehalten worden haben Si dafir bezalt 24 fr“
- 1624 „Von den Kirchpergern Tres auf dem Kathaus gehaltenen Spills halber 18 fr“
- 1625 „Dem allhiigen Schuelmaister wegen seiner gehaltenen Comedi von Gemainer Stat wegen mit guethaißen der Herren berehrt 3 fl.“
- 1627 „Dem Schuelmeister die von gemainer Stat Im umbwegen gehalten Comedi gewilligte Ehrung geben 1 fl 30“
- 1638/39 „ainem Gaugler so ain Spil aufm Kathauß gehalten 24 fr“
- 1741 „Den 15 Dezember Ein- und annder bürgerl. Würth umb willen dieselben zu Anndrei wider Burgermeisteramtliches iekig hechtstgefährlicher Zeith und Räuff halber dermahl beschednes Verbott spihl und Tannz gehalten auch Vermüg Protthocolls zusamben 10 fl.“

Anfingen.

- 1545 „Zwischen armen Studenten und Ansingern 44 kr“
- 1566 „Erstlichen ist verhöret worden zu Ferdiger Burgermaisters Raittung Bey Wolfgang Orenwaiden. Als Burgermeister So Alter und Neuer Rats Sich gestelt und von ainander gelögt haben, darbey auch gewest die Viertlmaister und etlich der Gmain. Wie von Alter auch breichig gewest thuet 13 gld 32 kr 2 d
Dasselbst als der Lateinisch Schuelmaister mit Etlich Singern kommen, und meiner Herren angesungen Ist Ime bewilligt worden zu berern 1 gld“
- 1567 „Zu dem neuen Jar als der Lateinisch Schuelmaister wie Etlich meiner Herrn und annder von der gmain beim Burgermaister zöcht Sy angesungen Inen Zum Neuen Jar auch Vererth 1 Pazeiten Wein 30 f Mer Ime Schuelmaister Zu den heiligen Dreikinig tag Vererth als er auch gesungen 30 f“
- 1568 „Mer als Burgermaister die Herren des Raths zu Gast geladen daselbst dem Schuelmaister und Seinen mit Singern So die Herren gesungen Verert mit bewilligung der Herren 1 gld“
- 1570 „Mer zum Neuen Jar als der Schuelmaister mich in Namen gemainer Stat angesungen Ime vererth 30 kr“
- 1576 „Zum Neuen Jar und Zu der heiligen Drei Kinig tag, zu etlich malen den Ansingern von wegen Gemainer Stat geben thuet 36 kr“
- 1587 „Den Singern Zu ainem Neuen Jar 30 f“
- 1602 „Den Singern so das neu Jar empfangen nach altem Gebrauch berehrt —30“
- 1603 „Den Singern so das neu Jar empfangen von Gemainer Stat wegen berehrt —30 kr“

Zu diesen geschichtlichen Angaben sei folgendes bemerkt:

Die Tanzhäuser waren nach allem, was sich hierüber ermitteln läßt, aufgestadelte, d. h. Ständerwerkbauten. Der Tanzboden besand sich immer im 1. Stock. Vergl. J. M. Schmeller: Bayerisches Wörterbuch (Neudruck 1939) I 612: „Im Oberlande haben sehr viele Landwirthshäuser ihr eigenes Tanzhaus, nämlich eine abgesondert stehende Wagenremise, deren oberes mit Brettern verschlagenes Stockwerk den Tanzplatz bildet.“

In Ritzbüchel gab es nach Angabe des Herrn Moser vier Tanzhäuser. 1. Der Tanzboden im Rathaus. Der Raum wurde umgebaut und dient jetzt anderen Zwecken. 2. Das Tanzhaus neben dem Gasthof „Zum weißen Kößl“. Es wurde abgerissen, an seiner Stelle steht heute die Veranda des Gasthauses. 3. Das Tanzhaus in der Hinterstadt neben dem Gasthof „Zum roten Adler“. Es wurde ebenfalls abgerissen und dort das Haus „Ranger“ erbaut. Dieses Tanzhaus erscheint in den Rechnungen als Besitz des Georg und Hannß Mayr, später des

Hanns Hunter. 4. Das Tanzhaus in der unteren Gänzbachgasse. An seiner Stelle steht nun die Molkerei Simon Thaler. Außerhalb Ritzbühels bestanden Tanzhäuser in Hochberg, Eberhartling und Going. In Hochberg ist heute noch der Rest des alten Tanzhauses neben dem Gasthof „Zum schwarzen Adler“ zu sehen. In Eberhartling stand das Tanzhaus neben dem Hof „Niederstraßern“, der ehemals Gaststätte war und an der sogenannten „Römerstraße“ liegt. Vom 1. Stock des Gasthofs soll es einen Übergang zum Tanzboden gegeben haben. Das Eckzimmer führt heute noch den Namen „Herrenstüberl“, weil von dort die Herren zum Tanzen gingen. Das Tanzhaus wurde vor seiner Niederreißung zuletzt als Heustadel benützt, muß also ein ziemlich geräumiger Bau gewesen sein. Dem Hof gegenüber steht der sogenannte Rossstall, ein einstöckiges Blockwerkhaus mit gemauertem Unterbau. Dort stellten die Herren ihre Pferde ein, wenn sie zum Tanzen kamen. Auf der Firstpfeife des Hauses steht, wie die Begehung zeigte, zu lesen „1699 INRI CP MM“. C. Prugger, der damalige Besitzer des Gasthofs war der Oheim des Chronisten Hannß Prugger in Sperten.

In Going wurde das Tanzhaus neben dem Stanglwirtshaus in den letzten Jahren beim Neubau der Straße teilweise abgerissen. Der Rest soll noch zu sehen sein.

Außer den erwähnten Tanzhäusern gab es in Ritzbühel auch ein sogenanntes „Comedihaus“. Es stand auf dem oberen Teil des Friedhofs zwischen der alten Kirche und dem Pfarrhof. Als sein Rest ist jetzt nur noch ein alter Schuppen erhalten. Das Comedihaus soll viermal so groß gewesen sein. Seine Lage läßt darauf schließen, daß die darin aufgeführten Laienspiele von kirchlicher Seite gefördert wurden. Wird doch das „Spill vom geduldigen Job“ von den „heiligen drey König“, von „Erastus“ genannt und als Spielleiter wie auch beim Anfsingen der („lateinische“) Schulmeister erwähnt. Dieser humanistische Einschlag ging anscheinend von der Universität in Salzburg aus.

So heißt es 1570: „Mer als ainer von Salzburg mit etlichen Lateinischen getruckhten verslein kommen und gemainer Stat damit vererth Ist Ime bewilligt worden zu vereren mit 20 l. — Dem Lateinischen Jungkmeister so diese schreiben verdeutsch 12 f“ und 1572: „Am 23 tag marci Unen Studenten So Lateinische truckhte Reimstuchl gemainer Stat verert Ime dargegen vererth 12 f“.

Dinzeltag: Jahrtag der Handwerker, an dem die Angelegenheiten der Zunft abgewickelt wurden. Fast überall wurde er mit gemeinsamem Mahle und frühlichem Tanz beschlossen. Weda Weber in seinem „Tirol und die Reformation“ schreibt nach Höfler in den Gel. Anzeigen 1842

Sp. 413: Tingltag. — 3' Mühlbach, da send dö Knapp'n ban Dingl (Schmeller).

Bäuerliches Brauchtum: Hierüber finden wir erst im 17. und 18. Jahrhundert zahlreichere Vermerke. Der Grund hiefür mag wohl sein, daß es vorher nur auf dem Lande und in den kleineren Weilern der Umgebung zur Geltung kam. Der Hof „Barm“, von dem 1667 ein Faschingbau ausging, ist schon im 12. Jhd. in einer Schenkung erwähnt. Er liegt beim Weiler Griesenau, ebenfalls an der sog. Römerstraße, die vom Paß Thurn auf halber Höhe längs des Ritzbüheler Horns über Wiesenschwang und Eberhartling nach Going und Ruffstein führte. (Das Anwesen „Barm“ ist jetzt in Ober- und Nieder-Barm und Barmleiten geteilt.) Vermutlich endete der „Faschingbau“ in Eberhartling im „Tanzhaus“. Ob die Knappen vom Rehböchl, der tiefsten Silbergrube Tirols, das Tanzhaus im nächstgelegenen Weiler Eberhartling mit ihrem Brauchtum benützten, ist bisher nicht belegt. Es mag aber besonders bei den erwähnten Knappenhochzeiten dies der Fall gewesen sein. Die ursprüngliche Tanzlust der Bevölkerung der Ritzbüheler Gegend scheint eine recht große gewesen zu sein und daher kümmerte man sich auch um kirchliche und behördliche Verbote nicht allzu viel.

So heißt es 1669 im „Zeit und Wunderbüchl“ des Hanns Brugger: „Im negst Bergangnen Monat Januarij diß lauffenden 1669 Jahr den 13. dito hat man den Verstorbenen Weich Bischoff zu Salzburg heraufgefiert. aber alhier zu St. Johannis hat man Im wenig Ehr angethan, denn Mann hat nit aufgehört Zutanzen, derweill man in fuergefiert hat“

Weiters in den Bürgermeisterratsrechnungen:

1678 „Leonhardt Auffschneider Gastgeb am pichl der einen gemain Tanz wider v. o. Reg. Bevelch hen Im angehen und der anvor auch wider söliche bewewelch Nächtlicher weil tanzen lassen gestrafft 1 fl.“

1707 „Mathias Pichler Gastgeb umbwillen Er wider gebot und über die gebührlüche Zeit Tanzen lassen ist über des Rathsbieners gebühr gestrafft worden mit 3.20“

Literatur der Volkskunde.

Karl Horak: Burgenländische Volkschauspiele. — Adolf Dufner-Verlag, Wien/Leipzig 1940. (In der Buchreihe „Volkstum im Südosten“, herausgegeben von Dr. R. Brunner.)

Einen umfassenden Überblick über das Volkschauspiel des Burgenlandes hat Dr. Leopold Schmidt in dieser Zeitschrift oben Sg. 41 (= 1936), S. 81 bis 96 gegeben; den dort ausgesprochenen Wunsch nach Veröffentlichung des reichhaltigen, noch ausstehenden Stoffes hat nun Horak zu einem guten Teil

erfüllt. Seinem gut ausgestatteten Buch liegen weit überwiegend eigene Sammelerggebnisse und Aufzeichnungen zugrunde; gelegentlich — bei den kleineren Formen und Bruchstücken — werden sie durch den Wiederabdruck schwer zugänglicher Texte ergänzt oder einmal durch ein Stück aus dem Nachlaß August Hartmanns (Steffel- und Gretel-Spiel). Der wichtige Nachlaß von Memigius Sztachowics konnte hingegen nicht benützt werden, da er in Martinsberg eifersüchtig behütet wird. Erreichbar wäre aber etwa die Textsammlung von Franz Bauer in Eisenstadt gewesen, vgl. Horak S. 200. — Weiterer Stoff findet sich im Gauarchiv für Volksmusik Wien/Niederdonau; aus den aufgeteilten Beständen des früheren Burgenländischen Volkslied-Arbeitsausschusses zu Eisenstadt enthält es: Mappe 331 = Christgeburtsspiel aus Pamhagen; Aufzeichnung von Karl Horak, gleichlautend mit dem Abdruck im Buch S. 19 ff. Mappe 340 = Jüngstes Gericht aus Ballern, Handschrift des Martin Dent vom Jahre 1873. Mappe 355 = Christgeburtsspiel aus St. Georgen a. L., Handschrift des Lorenz Kummer vom Jahre 1908, gleichlautend mit einer Abschrift, besorgt von Robert Davy, wahrscheinlich der gleichen Quelle. Um gleich bei diesem Spiel zu bleiben: die Originalhandschrift, „geschrieben den 16. Dezember 1908“ von Lorenz Kummer wurde im Jahre 1935 von Johann Tschank, Lehrer in St. Georgen, eingeschickt. Sie hat die Überschrift „Vorstellung von der Gnadenreichen Geburt unseres Herrn Jesu Christi“ und zeigt gegenüber Horaks Text einige Abweichungen. So tritt Lamperl (Horak S. 284) mit der Anrede auf:

O, du narrischer Weittl, i bin a scho da!
 I tritt herein ganz Knödelkeft,
 I griaf den Herrn und seine Gäft,
 I griaf den Herrn und seine Goaß,
 Es mechts nia wißn, wia r i hoaf.
 I hoaf der Hansl von Pferschakern,
 Van Eßn und Trinkl war i gern,
 Van Hulzhacka und Scheiterkluim
 Kann i meini Glieder nit buign.

(Dann folgt die Rede Weittls-Horak, Vers 118 ff.)

Die scherzhafte Eingangsformel ist ebenso bezeichnend für die Art des Spieles wie der Schlußreim: Scheiterkluim (Holzscheiter flieben, zerteilen) — buign (biegen) für die ui-Mundart des Gebietes. — Die bei Horak S. 297, 299, 310 und 314 mit „Gesang“ bezeichneten Verse sind offenbar Gesänge eines und desselben Liedes, von dem S. 296 die Weise gegeben ist. — Nach dem Kindermord belohnt Herodes seine Knechte und Diener. Der eine fragt die königliche Majestät: „Was krieg denn i für eins?“ — Herodes: „Sütkdorf, Macherldorf, Zotlheim und Essigken!“ — Nun folgt in der Hschr. Kummer die als Zeile 867 (S. 325) bei Horak einzuschiebende Antwort: „I hav mir nit mehr g'schaft!“ — Am Ende des Spiels enthält die Hschr. des Gauarchivs zwei wesentliche Anleitungen für die Spieler (Horak S. 326): Bei diesem Gesang gehen die 9 Personen, welche bei dem ersten Gesang sind, hinein und bilden einen Kreis. — Und (Horak S. 327): Bei diesem Gesang gehen wiederum diese Personen, was zum Singen gehören, hinein und gehen um im Kreis.

Wie man sieht, handelt es sich um kleinere Abweichungen, die das Gesamtbild nicht ändern, aber doch gelegentlich ergänzen, und die leicht erreichbar gewesen wären. Besonders die Handschrift aus Wallern „Pometi Buch für mich Alberth Tschida, vom Jüngsten und Strengsten Gericht. Jahr 1873.“ wäre vielleicht für eine Vergleichung wichtig gewesen, da Horaks Vergleichstext erst 1892 niedergeschrieben wurde. Am Ende dieser Hschr. steht: „Sir: Sind alle auftrite Aufgeschriben. Alberth Tschida von Ober Illmitz 1873.“ Sie umfaßt nach diesem Verzeichnis 81 Auftritte. Zuletzt nennt sich der Schreiber selbst ganz in der Art von Hans Sachs:

Dieses Vabir hab ich gekauft,
 Alberth bin ich getauft,
 Tschida bin ich genand,
 Ungarn ist mein geliebtes Vaterland,
 Weil Alberth Tschida ist mein Nahm.

Dieses Abseitsliegen im deutschen Westungarn war es auch, das in diesem Raum so wesentlich zur Erhaltung der Volksüberlieferungen bis in unsere Tage beitrug. Die Bauerngeschlechter sitzen hier seit den letzten großen Durchzügen der Türken 1683 ohne Beunruhigung auf ihren Höfen; die Gewährsleute für Lied und Spiel sind meist die unmittelbaren Nachkommen jener, die vor achtzig und mehr Jahren dem Sammler Sztachowics zur Verfügung standen. Leider erfahren wir von diesen Menschen kaum mehr als die Namen. In den „Bemerkungen“ zu den einzelnen Spielen beschränkt sich Horak auf die knappsten Angaben, wo sich der Volksforscher von heute die größte Mitteilbarkeit wünscht; denn: die Überlieferer dieser Dinge sind in ihrer Art außergewöhnliche Menschen und sollten als Persönlichkeit betrachtet werden, nicht nur als Träger z. B. eines Volksschauspieles. Der alte Munzenrieder in Apetlon (Horak S. 418) weiß außerdem zahlreiche Volkslieder, Schwänke, Redensarten und kann viel vom Leben der älteren Zeit erzählen. So war vor 1914 in den Dörfern des Seewinkels genau eingeteilt, wer mit den Erdäpfeln und dem Kraut auf den Markt nach Wien oder nach Preßburg zu fahren hatte; die Wichtigkeit einer solchen Verbindung mit dem alten Spielgebiet um Preßburg (Oberufer) für den Forscher ist einleuchtend.

Das größte Verdienst hat sich Horak durch die Aufzeichnungen der schwierigen Singweisen erworben; die Germanisten von Weinhold an haben sich um diese grundsätzlich nicht gekümmert, ein Veräumnis, das bei der fortschreitenden Modernisierung auch dieser Randgebiete in absehbarer Zeit nicht mehr hätte gut gemacht werden können (vgl. über die musikalische Seite von Horaks Buch: *Klier* in der Ztschr. Das deutsche Volkslied, Jg. 42, S. 85—93).

Karl M. Klier.